



Herzog Karl Theodor in Bayern und Gemahlin.

Ein deutscher Prinz aus königlichem Geblüt, der, ein leuchtendes Beispiel edler Humanität, seit zwölf Jahren selbstthätig und selbständig einem der schwierigsten Fächer des ärztlichen Berufes obliegt, und seine Gemahlin, eine portugiesische Fürstentochter, die in opferwilligem Streben als unermüdete Gehilfin ihrem Gemahl zur Seite steht — fürwahr eine ungewöhnliche Erscheinung, die es wohl verdient, auch über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus bekannt und gewürdigt zu werden.

Herzog Karl Theodor, ein Bruder der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, wurde am 9. August 1839 zu Pöfshofen am Starnberger See geboren als zweiter Sohn des in der literarischen Welt nicht unbekanntesten Herzogs Maximilian von der Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeldschen Linie und der Herzogin Luise, Tochter des ersten Königs von Bayern. Die Erziehung des geist- und gemüthvollen Knaben wurde von trefflichen Oberhofmeistern geleitet. Den Traditionen seines Hauses entsprechend, trat der junge Prinz nach Absolvierung des Schulunterrichts in die militärische Laufbahn ein und avancierte bis 1865 zum Major. In diesem Jahre vermählte er sich mit der Tochter des Königs Johann von Sachsen, Prinzessin Sophie, die ihm indessen nach kaum zweijähriger glücklicher Ehe im März 1867 durch den Tod entzogen wurde. Nach Beendigung des Krieges von 1866, in welchem er sich durch persönliche Umsicht und Tapferkeit mehrfach hervorthat, verließ der Prinz den aktiven Dienst, unternahm mehrere größere Reisen und widmete sich alsdann dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der seiner Neigung am meisten zuzugewandten Medizin.

Es waren die bedeutendsten und berühmtesten Lehrmeister, die den lernbegierigen jungen Herzog in die Wissenschaft einführten: der Chemiker Justus von Liebig, der Physiker Jolly, der Diagnostiker Ludwig von Buhl und der Anatom Rüdinger, bei welchem der strebsame Student einen vollständigen Präparierkursus durchmachte. Der im Juli 1870 ausbrechende deutsch-französische Krieg rief den Prinzen von den Hörsälen der Münchener Universität zu den Fahnen, und an der Seite seines Schwagers, des Königs Albert von Sachsen, focht er als Oberstlieutenant gegen den Feind. Nach geschlossenem Frieden begab er sich sofort wieder nach München, um hier die durch den Feldzug unterbrochenen Studien von neuem mit Fleiß und Eifer aufzunehmen. Die umfassenden Kenntnisse, die sich der wissenschaftliche Prinz hier bei den Koryphäen der medizinischen Wissenschaft in kurzer Zeit erwarb, erregten allgemeine Aufmerksamkeit, und auf Befürwortung seiner Lehrer: von Buhl, Lindwurm, Nußbaum, Rothmund und von Ziemssen ernannte ihn die medizinische Fakultät im Sommer 1872 anlässlich des vierhundertjährigen Stiftungsfestes der Münchener Universität zum Ehrendoktor. Im Herbst des folgenden Jahres bestand der Prinz die Approbationsprüfung mit Auszeichnung.

Als besonderes Fach hatte er sich die Augenheilkunde ge-

wählt, in welcher ihm von dem verdienstvollen Professor Rothmund die sorgfältigste Anleitung zu teil geworden war. Der junge Arzt trat jetzt mit den bekanntesten Ophthalmologen Deutschlands in Verbindung und absolvierte bei mehreren von ihnen praktische Kurse. Eine Reihe wertvoller Abhandlungen, die in den Fachkreisen wohlwollende Anerkennung fanden, legt von seinen eingehenden, in den Kliniken von Wien und Zürich noch um vieles erweiterten Kenntnissen bereitetes Zeugnis ab.

Der erste bedeutendere Aufsatz des Herzogs wurde 1872 in Virchows „Archiv“ abgedruckt und behandelte die „Anhäufung weißer Blutkörper in der Hirnrinde“. Von seinen wei-

terer Abhandlungen erschienen „Über Veränderungen im Glaskörper“ und „Über pathologische Anatomie der Kurzsichtigkeit“ in Gräfers „Archiv für Augenheilkunde“, zwei Schriften, welche wertvolles Material zu mikroskopisch-pathologischen Untersuchungen liefern. Auch einige andere Aufsätze, wie „Zur Kenntniss der im Auge des Menschen vorkommenden Bacillen“, „Über einige anatomische Befunde bei Myopie“ und ähnliche klinische Mitteilungen erregten das Interesse aller ärztlichen Kreise.

Am 29. April 1874 vermählte sich Prinz Karl Theodor mit Maria Josepha, Herzogin von Braganza, Tochter des 1866 verstorbenen portugiesischen Prätendenten Dom Miguel. Im Jahre darauf siedelte er mit seiner Gemahlin auf sein vom Prinzen Karl von Bayern ererbtes großes Fideikommissgut Tegernsee über, nahm dort in dem herrlichen Schlosse seinen dauernden Wohnsitz und begann in dem daselbst befindlichen Distriktskrankenhause zunächst als Gehilfe des Bezirksarztes zu wirken. 1880 wurde ihm durch besonderen Erlaß des deutschen Reichskanzlers die Befugnis zur selbständigen Ausübung ärztlicher Thätigkeit erteilt, und nun richtete er das Krankenhaus in Tegernsee genau seinen Operationszwecken entsprechend ein. Hier praktiziert Dr. med. Herzog Karl Theodor seit nunmehr sieben Jahren, hier werden arme

Kranke unentgeltlich gepflegt, behandelt, operiert, jedem hierher gerichteten Rufe um ärztliche Hilfeleistung folgt der Prinz mit bewundernswerter Pflichttreue. Hilfreich zur Seite steht dem vielbeschäftigten Arzte seine anmutige junge Gemahlin, die den anstrengenden Dienst einer zuverlässigen Krankenwärterin versteht und gleichzeitig die schweren Aufgaben eines geschickten und treuen Assistenten mit rastloser opferfreudiger Hingebung erfüllt. Sie hält dem zu Operierenden den Kopf, wäscht ihm die Wunden, legt Verbände an und überwacht daneben auch die Küche des Krankenhauses.

Das hohe Paar pflegt alljährlich einige Monate in Meran zuzubringen, wo der Herzog gleichfalls auf eigene Kosten eine Augenklinik errichten ließ. In dieser wurden nach den Berichten der Tagespresse allein im April und Mai dieses Jahres nahezu dreitausend Konsultationen erteilt und dabei in nicht weniger als 290 Fällen überraschend glückliche Operationen vollzogen.

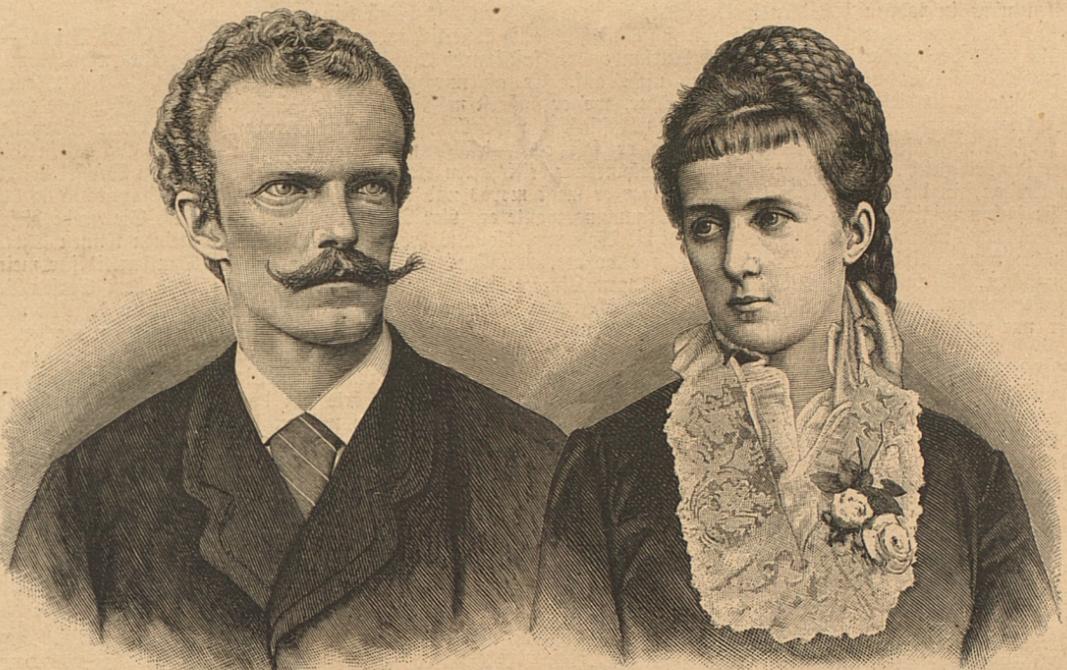
Tausende von Kranken haben in Tegernsee durch rationelle Behandlung und Pflege Heilung von ihren langjährigen Leiden erlangt, und nicht minder groß ist die Zahl derer, die hier durch die sichere Hand des Herzogs das Augenlicht wieder erhalten haben. Der Ruf des fürstlichen Augenarztes, dem in der letzten Zeit namentlich die schwierige Operation des grauen Starres wiederholt meisterhaft gelang, ist weit über Bayern hinaus verbreitet und hat die Heilanstalt in Tegernsee bereits zu einem Wallfahrtsorte gemacht, nach welchem Augenleidende aus allen Teilen Süddeutschlands sich wenden.

Ein ungetrübtes häusliches Glück findet das edle fürstliche Paar in dem innigen Zusammenleben mit den der glücklichen Ehe entsprossenen Kindern, drei Töchtern und einem Sohne, denen die Mutter die sorgsamste Erziehung zu teil werden läßt.

Das seltene und glänzende Beispiel so menschenfreundlicher Wirksamkeit ist nicht unbeachtet geblieben: zahlreiche wissenschaftliche Vereine und Gesellschaften haben den Herzog zu ihrem Ehrenmitglied ernannt: u. a. der ärztliche Verein und die Akademie der Wissenschaften in München, die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden, das medizinische Doktorenkollegium in Wien, die naturhistorische Gesellschaft in Nürnberg, die physikalisch-medizinische Gesellschaft in Würzburg und zahlreiche andere Vereinigungen. Und all diese Diplome und Würden gelten lediglich dem ausgezeichneten Arzte, dem edlen Menschenfreunde.

Die Bewohner von Tegernsee und der ganzen Umgegend sind nicht wenig stolz auf ihre Heilanstalt, wie auf den hochherzigen fürstlichen Leiter derselben, den „fürnehmsten studierten Herrn Doktor“, und seine erlauchte Gemahlin, die sich hier in gleicher Weise gegen Arm und Reich, Hoch und Niedrig als rechte und echte Wohltäter erweisen.

Gustav Dahms.



## Moras Briefe.

Von U. von Ek.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Am nächsten Tage nahm der jüngere Lieutenant von Oldenhuis „seiner Gesundheit wegen“ zehn Tage Urlaub, den er sofort erhielt und antrat, ohne vorher einen Versuch gemacht zu haben, seine Stellung im Hause der Wernstorffs wiederherzustellen oder auch nur in irgend einer Weise zu fixieren.

So blieb dies Verhältnis in der peinlichsten Schwebe. Daß von Hansens Seite eine enorme Rücksichtslosigkeit in diesem Verfahren lag, war unbestreitbar; wenigstens hätte er einige entschuldigende und somit wieder vermittelnde Worte schreiben sollen, andererseits aber durfte nicht verkannt werden, daß dies für ihn eine unbeschreiblich peinvolle Aufgabe gewesen wäre und daß der ganze Vorfall vielleicht doch am besten totgeschwiegen und durch eine kurze Trennung ausgeglichen wurde. Ein eigentlicher Streit zwischen den Verlobten hatte ja nicht stattgefunden, die ganze Scene war im Grunde doch nur auf Eifersucht, also immerhin auf eine gewisse Seite der Liebe zurückzuführen, und vor allen Dingen mußte man bis zum äußersten versuchen, einen Ecclat zu vermeiden. So, in Unkenntnis von Hansens Beweggründen, folgerte man falsch und umging es, sich klar zu werden; nach außen hin erschien das gegenseitige Verhältnis ungeändert; selbst Ray gegenüber ließ man sich nicht aus. Wie viele solcher Thongefäße mag es wohl geben in der Welt, zumal in jenen Kreisen, wo so unendlich viel Glend sich zu Tode schleichen muß, „um den Ecclat zu vermeiden“. Nach außen erscheinen sie noch prächtig und stattlich und unter der Tünche sind sie voller Risse und Spalte, und wenn man daran rührt, brechen sie zusammen!

Einen Tag später als Hans reiste auch Ray Oldenhuis ab, letzterer zu einem früheren Regimentskameraden aufs Land, um dort die Jagden mitzumachen; er beabsichtigte bis Weihnachten zu bleiben, war also noch abwesend, als sein Bruder in den ersten Tagen des Dezember nach Königsberg zurückkehrte.

Auf Hans hatte der kurze Urlaub, den er in vielen Stationen an Orten, wo er niemanden kannte, verbracht hatte, nicht allein keinen mildernenden Einfluß gehabt, sondern er handelte nach seiner Rückkehr geradezu wie ein Unzurechnungsfähiger.

Zunächst machte er keinen Besuch bei Wernstorffs. Wollte er das Verlöbniß auf diese Weise, aller guten Sinne sprechende Weise lösen? Glaubte er, wenn nicht sich selbst, so doch der Familie seiner Braut und vor allem dieser selbst, glaubte er auch seinen eigenen Eltern und Ray keinerlei Rücksichten schuldig zu sein? Oder was dachte er überhaupt?

Ja, was dachte er! Unmöglich zu sagen. Er selbst wußte es nicht; er dachte gar nicht oder bemühte sich doch, es nicht zu thun. Sowie er einmal anfing zu denken, widerte ihn das Leben, sein Leben, auf eine solche Weise an, daß er sich unfehlbar umgebracht haben würde, hätte ihm nicht in solchen Momenten aus eben diesem Ekel am Leben die Energie zur That, auch zur letzten, gefehlt. Er wollte nicht denken, er wollte überhaupt nichts mehr, nur eins noch! Wie ein Wahnsinn hatte sich der eine brennende Wunsch festgesetzt in dieses Mannes Seele: er, der immer zurückgesetzt worden war, er wollte einmal in seinem Leben geliebt sein, leidenschaftlich, schwärmerisch geliebt, und dann — dann war ja alles gleich. Hatte er die Liebe nicht gefunden in den Kreisen, in die ihn Geburt und Stand verwiesen, so wollte er sie suchen in tieferen Schichten, da wo die Erziehung die Individualitäten noch nicht nivelliert, den Gefühlen ihre Fische nicht nimmt. Und so wollte er ihr nachgehen und sie zu fassen suchen, bis auch er sie hielte und bis sie ihn trüge über die Wolken empor! Mochte dann nachher die Hölle kommen, wenn er nur einen Augenblick „den Himmel gekostet“ hätte!

Die Liebe suchen — trostloses Geschäft! Sie ist etwas, was sich nicht finden läßt, sie findet sich von selbst und oft da, wo man sie am letzten gesucht hätte. Hans Oldenhuis ging, um die Liebe zu suchen — er fand eine Geliebte.

Sie war eine Tänzerin, und Hans hatte sie vor seiner Verlobung mit Hetta Wernstorff bei einem kleinen intimen Souper bei einem Regimentskameraden zuerst gesehen. Warum er sich gerade ihrer jetzt erinnerte unter den vielen Frauen, die er kannte oder die er hätte kennen lernen können? Er hatte sich ihrer gar nicht erinnert, sie war ihm zufällig wieder begegnet, und wer durstig ist, der trinkt und sei's auch aus einer Pfütze. Hans freilich hielt sie für ein reines, unschuldiges Wesen, das ihm eine erste, beglückende Liebe entgegenbringen werde, und sie war doch nur eine gute Schauspielerin. Viel zu versiert in allen Dingen des Lebens und die Männer viel besser durchschauend als Hans die Frauen, erkannte sie sofort ungefähr, wie es um Hans stand und handelte demgemäß. In wenigen Tagen gewann sie eine große Gewalt über Hansens erschöpfte und vollständig haltlose Seele. Einige beim Theater gesammelte Phrasen und Citate, mit denen sie ihn über ihre Unbildung und Gedankenleere hinwegzutäuschen wußte, und die sie im selben Augenblicke innerlich verlachte, in dem sie ihre Lippen verließen, verfehlten nicht ihre Wirkung auf ein Gemüt, das in dem Zustande, in dem es sich befand, leichter als sonst geneigt sein mochte, die Geste für die Seele zu nehmen. Daß er dabei auf das schamloseste ausgebeutet wurde, das bemerkte Hans nicht. Es fiel ihm auch nicht auf, daß sich die besser Gesinnten unter seinen Kameraden allmählich von ihm zurückgezogen hatten, und wenn es ihm auffiel, so kümmerte er sich jedenfalls nicht darum. So wie ihn der Dienst freigab, war er bei Adelen, und als er einen nachgekauften neuen Urlaub erhielt, hätte man ihn kaum noch anderswo, als in der Wohnung der Tänzerin suchen dürfen.

Frau von Wernstorff schrieb an ihn und ersuchte ihn, sich zu ihr zu bemühen, da sie mit ihm wegen einer Verschiebung der auf den ersten Januar des kommenden Jahres anberaumten Hochzeit zu sprechen habe, ihm zugleich mitteilend, daß sie Hetta wieder aufs Land zu ihrer Tante geschickt hätten. — Hans ignorierte den Brief.

Nach mehreren Tagen folgte ein Schreiben von dem Freiherrn, worin er Herrn von Oldenhuis aufforderte, sein Verhalten zu rechtfertigen oder zum mindesten zu erklären.

Das war ungefähr eine Woche vor Weihnachten. Es war in diesem Jahre beschloffen gewesen, daß die Brüder Oldenhuis nicht wie gewöhnlich in ihre Heimat auf das elterliche Gut reisen sollten, sondern daß ihre Eltern das Fest in Königsberg verbringen würden, um dann gleich die Hochzeit ihres Sohnes

dort mitzumachen; jetzt wurden sie in den nächsten Tagen erwartet. Die Situation begann dermaßen unhaltbar zu werden, daß Herr von Wernstorff sich zu einem klärenden Schritt entschließen mußte. Er schrieb an den alten Baron Oldenhuis, ihm so zartfühlend wie möglich Mitteilung von Hansens Handlungsweise machend und betonend, daß wohl vor allen Dingen sein Gesundheitszustand dafür verantwortlich zu machen sei, der von dem Arzte als „hochgradig nervös“ bezeichnet werde. Er müsse ihnen, Hans' Eltern, es überlassen, ob sie unter diesen Umständen ihre Reise dennoch antreten wollten, umso mehr, da er und seine Gattin sich gezwungen sähen, die projektierte Hochzeit vorläufig unter irgend einem Vorwande hinauszuschieben. Von diesem Briefe sandte er Hans eine Abschrift zu, als dieser wiederum drei Tage hatte verstreichen lassen, ohne sich in irgend einer Weise zu äußern.

Hans Oldenhuis befand sich ohnedies schon in einer unbeschreiblichen Stimmung, die aus Überdruß, Bitterkeit, Schen, Spott und Selbstanklagen auf das unerträglichste gemischt war. Es hatte nicht anders sein können, als daß er sehr bald mißtrauisch wurde gegen die Zärtlichkeitsergüsse seiner Geliebten. Er wäre mißtrauisch geworden, auch wo kein Grund dazu vorhanden gewesen wäre, einzig vermöge seiner zerkleinernden Skeptis, — wieviel mehr nun hier, wo die Hohlheit nur so flitterhaft bedeckt war und das Phrasentum eine skeptische Kritik geradezu herausforderte! Sehr bald erschien ihm, was sie that und sagte, reiz- und farblos, und wenn er sich nicht ganz von ihr zurückzog, so war nur seine schon krankhafte Energie-losigkeit daran schuld. Das Leben ekelte ihn wieder an, und mehr denn je. Er fühlte sich nach allen Richtungen hin vereinsamt, ja, wenn er seine augenblickliche Stellung einmal ernst ins Auge faßte, so schauderte ihn davor. Er hatte alles von sich gestoßen und — nichts dafür wiedergewonnen! Er hatte der Sitte Hohn gesprochen auf eine unerhörte Weise, und er sah, daß er sich topflos in eine Sackgasse verrannt hatte, aus der es kaum einen Ausweg gab. Und warum! Warum! Alles aus diesem unseligen Gefühl des Reibes, das ihn zu dem verhängnisvollen Diebstahl an seinem Bruder verleitet hatte. Moras Briefe! Hätte er sie nie gelesen, er wäre vielleicht zufrieden und in gewisser Weise glücklich geworden. „Zufrieden“ — „in gewisser Weise glücklich“ — ja, das war ja aber gerade der Hohn — warum ihm nie ein Ganzes! Es erschien ihm wie eine beleidigende Demütigung, zu denken, daß er mit einem halben Glück vom Schicksal hatte abgepeißt werden sollen, und es erfüllt ihn darum doch wieder mit einer Art von Genugthuung, daß ihn Moras Briefe davor bewahrt hatten, dies sein jämmerlich Teil ruhig für voll hinzunehmen und wohl gar noch dankbar dafür zu sein. Was aber nun weiter werden, wie alles dies enden sollte, davor scheuten seine Gedanken zurück. Völlig ratlos sah er sein Schicksal an, er konnte nicht zurück, und er sah auch kein Vorwärts. Er konnte sich niemandem anvertrauen, ohne seine Schuld einzugestehen, und um sich selbst emporzuziehen, dazu hätte jetzt eine bedeutende Willenskraft gehört, und Hans Oldenhuis besaß keine mehr.

Er begann sich allmählich auch äußerlich zu vernachlässigen; er trug, da er beurlaubt war, fast immer Civilkleider und stand oft vor Mittag nicht auf. Er aß unregelmäßig und trank weit mehr als früher, wo er äußerst mäßig in dieser Hinsicht gewesen war. Aus Instinkt die Gesellschaft seiner Kameraden meidend, verkehrte er fast ausschließlich mit Personen vom Theater und Lebemannern zweifelhaften Rufes; aber auch in dieser Gesellschaft war er meist moros und in sich gefehrt.

In solcher Stimmung wollte er, vier Tage vor dem heiligen Abend, eben die Wohnung, die er während seines Bruders Abwesenheit allein bewohnt, verlassen, als es klingelte, und der Diener einen jungen Offizier aus Kays Regiment meldete, welcher letzteren aufzuzuchen kam. Lieutenant Hartung war einer der eifrigsten Bewerber um Hetta Wernstorffs Hand gewesen, ehe sie sich mit Hans Oldenhuis verlobte, und wenn er auch Taftgefühl und Stolz genug besessen hatte, um diesen sein besseres Glück nicht entgelten zu lassen, so empörte ihn doch Hans' jehiges Betragen, soweit es zu übersehen und zu beurteilen war, in tiefster Seele. Er hatte ihn um diese Zeit nicht daheim vermutet, sonst wäre er schwerlich gekommen. Ja, wenn er ein Recht besessen hätte, allen Ernstes eine Aufklärung von ihm zu fordern, er hätte dieses Amt, obwohl er mit Ray befreundet war, mit Genugthuung auf sich genommen; allein, so lange Hettas Eltern ihre Zurückhaltung bewahrten, wäre es mehr als aufdringlich gewesen, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. So sah sich der junge Offizier zu der drückenden Rolle verdammt, müßig zusehen zu müssen, wie ein anderer das Glück mit Füßen trat, das er vergebens begehrt. Nichts konnte ihm daher unter obwaltenden Umständen peinlicher sein, als seinem Rivalen persönlich gegenüberzustehen und seiner Empörung ihm gegenüber Rüge anlegen zu müssen.

Durch die Ungeschicklichkeit des Burschen befand er sich Hans gegenüber, ohne es haben vermeiden zu können. Dieser versuchte ein Lächeln und den alten Ton:

„Guten Abend, Herr Kamerad.“

Lieutenant Hartung grüßte kühl und förmlich, die Hand übersehend, die Hans ihm hinstreckte. Er fragte nach Ray.

„Er ist noch verreist,“ sagte Hans. „Aber nehmen Sie Platz, Hartung.“

Der Lieutenant verbogte sich stumm, aber blieb stehen. „Wann kommt er zurück? Ich hätte ihn in einer Angelegenheit des Offiziercorps zu sprechen.“

„Ich weiß es nicht genau, ich glaube noch heute, oder auch morgen... was ist denn heute für ein Tag? Aber wollen Sie sich denn nicht setzen, Kamerad?“

In diesem Augenblicke fielen die Blicke des jungen Lieutenants auf zwei Bilder, die auf dem Schreibtisch standen — Hetta und Adele neben einander! Der Anblick dieser Robeit gab seiner Antwort eine Schärfe, die er wohl sonst noch zurückgehalten hätte.

„Ich bedaure, dies ablehnen zu müssen, Herr von Oldenhuis,“ sagte er pointiert. — „Guten Abend!“ fügte er dann mit unbeschreiblichem Ausdruck nach einer absichtlichen Pause hinzu und ging.

„Guten Abend,“ hatte Hans zuerst mechanisch erwidert und dann bewegungslos die Thür angestarrt, durch die der junge Offizier verschwunden war. Als derselbe aber mit klirrenden Sporen die Treppe hinunterstieg, zuckte es plötzlich wie ein furchtbar klärendes Blitz durch Hansens Seele. — Was war das gewesen! Verachtung! Ihm! Hans Oldenhuis verachtet! Beleidigt! Und er hatte nicht sofort Genugthuung gefordert — er ...

Achzend vor Zorn und Aufregung taumelte er nach der Thür, doch in demselben Moment wurde dieselbe von außen geöffnet, und der Bursche überreichte ihm einen soeben eingetroffenen Brief. Es war das Schreiben des Freiherrn von Wernstorff. Hans schwankte an den Tisch zurück, las es und blieb in einer dumpfen Betäubung zurück. Mehrere Male hatte er es durchgelesen, ohne den Sinn recht zu begreifen, dann blieb er sozusagen ohne Gedanken, in namenloser geistiger und körperlicher Abspannung vor dem Briefe sitzen, den Kopf in beide Hände gestützt. Die schlagende Uhr schreckte ihn endlich empor. Mit einem nervösen Schrei fuhr er zusammen, und, wie eine Herde wilder Vögel, die man aufscheucht, erhoben sich jetzt seine Gedanken. Um Gott, wo war er! Was war aus ihm geworden! Und was sollte ferner geschehen?! Dieser Brief — des Lieutenant Hartungs Betragen — Er lachte grell auf. Verachtet! In der Ehre gekränkt! Ohne Halt, ohne Ausweg! Wernstorffs, seine Kameraden, seine Eltern, Gott! Und Ray, dessen Vertrauen er bestohlen — nirgends, nirgends ein Lichtblick ...

Mit grausamer Lebendigkeit stand jener Abend vor Hansens Seele, an dem er sich schauernd vor dem Abgrund gefunden hatte, in dem er nun doch ohne Rettung stürzen mußte; er gegenwärtig sich mit selbstquälerischer Klarheit alle seine Gedanken jener Stunde. Damals hätte er sterben mögen vor Glendgefühl, und was ihn hatte weiter leben lassen, das war das Bewußtsein seiner unbesleckten Ehre gewesen ... Und nun mußte er doch sterben, und seine Ehre war besudelt! Hans blickte auf und sah vor sich im Bilde Hetta Wernstorffs seines kleinen Gesichtchen und daneben Adele Nivrys kokette, etwas herausfordernde Photographie, und als er stöhnend die Augen abwandte, grüßten ihn von der Wand die freundlich ernsthaften Gesichter seiner Eltern und Kays lächelndes Antlitz ... eine Flut von Gedanken wälzte sich gegen sein Gehirn — Hans brach in krampfhaftes Schluchzen aus ...

Früh am andern Morgen fand ihn der Bursche noch in denselben Kleidern wie am Abend vorher in dem Sessel sitzen. Er hatte zuletzt stundenlang in einer schlafähnlichen Betäubung gelegen, den Kopf in die Arme vergraben, das grauende Tageslicht hatte ihn geweckt. Er sah gespenstlich bleich aus, und es schien, als wisse er gar nicht, was um ihn her vorgehe. Von dem Frühstück, das ihm der Diener brachte, trank er nur hastig eine Tasse schwarzen Kaffees. Dann saß er wieder starr da, wie abgestumpft gegen jeglichen Eindruck: ein Bild grenzenloser Apathie.

Gegen Mittag trat der Diener mit zwei Briefen ein; der eine war von seinem Vater, der andre von Adele Nivry, die ihn gestern vergeblich erwartet.

Seines Vaters Brief war so gehalten, wie er den Unglücklichen, der ihn in Händen hielt, am meisten niederschmettern mußte. Da schrieb nicht der zürnende Vater dem Sohn, das wäre weit eher zu ertragen gewesen, da schrieb ein Edelmann dem andern, und das war so, daß es Hans den letzten Mut nahm!

Seine Braut — seine Kameraden — seine Eltern — da lag eins neben dem andern. Und Adele?

„Teuerster!“

Hoffen und Harren — Sie kennen ja das Sprichwort — aber Adele Nivry liebt es nicht, zum Narren gemacht zu werden. Sie hatten mir versprochen, mir gestern Abend meinen kleinen Wechsel bei Wolfheim zu Füßen zu legen — mon Dieu, une bagatelle de 500 francs — heute ist er protestiert worden! Daß Sie grade diesen Abend wählten, um zum erstenmale an meinen kleinen Theeabenden zu fehlen, ist aber eine schlechte Dankbarkeit für meine Anhänglichkeit an Sie, und so habe ich denn dem Grafen B. erlauben müssen, mich von dieser kleinen gene zu befreien und sich auch ferner zu meinem finanziellen Verater zu machen. Graf B. wünscht aber fortan an meinen Theeabenden alleiniger Gast bei mir zu sein — und ich kann Ihnen, mon cher, auch vorläufig keinen andern Tag bestimmen, an dem ich zu Hause sein werde. Adele.“

Hans hatte diesen charakteristischen Brief ohne jegliche Erregung gelesen; er legte ihn nun neben die übrigen. Da lagen sie ja alle zusammen. Nun hatte er nichts mehr. So erst war es recht. Er schaute einen Augenblick verloren auf die geknickten Bogen und zerrissenen Couverts, dann plötzlich, wie einer letzten wilden Eingebung folgend, öffnete er nochmals mit dem erprobten Schlüssel seines Bruders Schreibtisch, wor dem er saß, und riß hastig Moras Briefe hervor. Es waren nur wenige, Ray schien eine Anzahl mitgenommen zu haben. Aber auf diese wenigen stürzte sich Hans wie ein Verschmachtender auf einen labenden Trunk. Er begann zu lesen, gierig, gierig! Es war ihm, als ströme ihm aus diesen Briefen ein balsamischer Hauch entgegen, der sich auf alle seine Wunden legte. Mochten sie die Ursache sein zu all seinem Leid — aus ihnen quoll eine Harmonie, die beruhigte, die wohltat. Hans wurde es beim Lesen zu Mute, als lege sich eine milde Hand noch einmal veröhnend auf sein Haupt. Welch eine Kraft und Schöne mußte dieser Liebe innewohnen, daß sie ihren Zauber auch jetzt noch behielt!

„Mein Ray,“ stand da vor ihm, „mein einzig geliebter, angebeteter Ray! Sollte es wirklich sein können, daß die Kriegstrompete gellend hereintönt in unser stilles Glück! Müßtest Du fort von mir, fern vielleicht in Feindesland, allen Gefahren des Kampfes preisgegeben, und ohne daß ich bei Dir sein könnte, ohne daß ich von Dir wüßte gar? Ich kann es nicht ausdenken! Und wenn Du dann nicht wiederkehrtest, Ray! Wenn diese Brust, an der ich so oft mein Haupt geborgen, aufhörte zu atmen, das Herz darin stille stehen müßte — o Ray, dann würde Deine Nota auch sterben! Du würdest ihn nicht allein gehen, Geliebter, den dunkeln Weg ins Jenseits — ich gehe mit! Zögere dann nur einen Augenblick auf der Schwelle der Ewigkeit, und Du wirst meine Hand in der Demigen fühlen und mein Flüstern hören: Da bin ich ...“

„Herr Lieutenant — der Herr Bruder kommen!“

War das wirklich der gute, dumme, ehrliche Bursche gewesen, der da mit halblauter, hastiger Stimme diese Worte zu ihm hineinrief, um ihn zu warnen? Um ihn zu warnen! Zu warnen bei dem Diebstahl, den er an seinem Bruder beging, um den der Bediente also wußte, den er gewiß oft beobachtet hatte und — protegerte — Hahaha! Ausgezeichnet! Wie in einem Theaterstück! Es durfte nichts fehlen, Hahaha! Ein gelles Lachen entfuhr Hansens Lippen.

In demselben Augenblick trat sein Bruder atemlos ins Zimmer.

„Hans!“ rief er. Dann, als er seines Bruders wach-

bleiches Gesicht und verfallene Erscheinung erblickte, entsetzten Tones nochmals — „Hans!“ Hans erhob sich schwer von seinem Sitz, sah den Bruder mit großen Augen an, öffnete die Lippen um zu sprechen — aber nur ein matter Schrei entrang sich seiner Brust, dann sank er ohnmächtig zu seines Bruders Füßen nieder.

Als er erwachte, geschah es nur zu wilden Phantasieen. Alles, was der unglückliche junge Mann in den letzten Monaten innerlich durchlebt und durchlitten, ging wieder an seiner Seele vorüber und trat in wirrer Zusammenhanglosigkeit auf seine Lippen. Nur aus wild verwobenen Ausrufen und Sätzen konnte sich Frau von Oldenhans, die Kay sofort telegraphisch berufen hatte, und die das Krankenbett ihres Sohnes keine Stunde verließ, ein ungefähres Bild machen von dem, was in dieser Brust vorgegangen. Was er auch gesündigt haben mochte, Hans bißte es ab in diesen qualvollen Tagen. Plötzlich schien es besser zu werden mit ihm. Seine Phantasieen wurden weniger ängstlich und schreckhaft, alles schien sich in Harmonien aufzulösen in seinem Gemüt, eine große Innigkeit und Weichheit sprach aus allen seinen Worten — er redete jetzt immer aus oder von — Moras Briefen.

Und doch war es kein Gesundwerden des Körpers — nur schien das Schicksal seine Seele noch stille machen zu wollen, ehe es ihn hinübernahm ins Jenseits. Darum sandte es ihr als letzte Reflexe die süßen Bilder einer unbeschreiblich innigen, in ihrer Schwärmerei fast überirdischen Liebe, deren reines und beseligendes Glück ihm sein Leben nicht beschiednen hatte.

An dem Tage, der sein Hochzeitstag hätte sein sollen, starb Hans Oldenhans. Seine letzten Worte waren kaum verständlich, aber seine Züge verkündeten sich dabei:

„Dir, ja dir — danke ich — alles — denn — ich liebe dich.“

### Aus dem alten Hannover.

#### IV.

Nachdruck verboten.

Eine Frage, von entscheidender Wichtigkeit für jeden einigermaßen materiell angelegten Mann, trat an mich bald nach meiner Ankunft in der Hauptstadt des Königreichs heran, nämlich die, wo ich meine täglichen Mahlzeiten einnehmen wollte. Zu diesem Zwecke hätte ich unsicher mit verwandten Familien in Verbindung treten oder regelmäßig meinen Tisch in einem der Gasthäuser und Restaurants wählen können, von welchen letzteren namentlich der von der guten Gesellschaft viel besuchte Georgenteller unter Leitung des vortrefflichen Kästen schon damals auch den größten Feinschmecker zu befriedigen imstande war. Aber als guter Kamerad zog ich es naturgemäß vor, mich dem Offiziercorps eines der in Hannover garnisonierenden Regimenter anzuschließen; als Jäger hielt ich zur „Couleur“ und bat deshalb die Offiziere des Garde-Jäger-Bataillons, mich als Ehrenmitglied in ihre Mess aufzunehmen. Mit dem letzteren Ausdruck bezeichnet man den gemeinschaftlichen Offizier-tisch eines Truppenteils. Das Wort war aus dem Englischen zu uns herübergekommen, wo man die ursprüngliche Bedeutung desselben, ein „Gericht“, auf die ganze Mahlzeit ausgedehnt hat.

Die Einrichtung der Messen wich von derjenigen der in der preussischen Armee üblichen Offizierspessenanstalten schon um deswillen bedeutend ab, weil sämtliche, auch die älteren unverheirateten Offiziere des Corps mit Einschluß der Ärzte und der meistens aus dem aktiven Offizierstande hervorgegangenen Regimentsquartiermeister an der ersten teilnahmen. Bekanntlich hat Friedrich der Große den demokratischen Grundsatze von der gesellschaftlichen Gleichstellung aller Offiziere einmal in den treffenden Worten gekennzeichnet: General oder Fähnrich, es sind alle meine Offiziere! wie denn die preussischen Offiziere im vorigen Jahrhundert ja auch durch kein Rangabzeichen von einander unterschieden waren. Die Erfindung der „großen Epaulettes“ gehört einer späteren Zeit an. In dem hannoverschen Offiziercorps herrschte eine strenge dienstliche Unterordnung. Außer Dienst dagegen ward die Anschauung, nach welcher jeder einzelne Offizier ein „gentleman“ — man verzeihe mir das in Hannover viel gebrauchte Fremdwort, da die deutsche Sprache wirklich keinen Ausdruck aufweist, der sich mit demselben vollkommen deckt — sei, so daß folgerweise alle Mitglieder des Offiziercorps eine vollkommen soziale Gleichberechtigung zu beanspruchen hätten, praktisch durchgeführt. Die höfliche Zuvoorkommenheit, an der es der Lieutenant allerdings zu keiner Zeit fehlen ließ, galt vor allen Dingen der Ehrerbietung des jüngeren, gut erzogenen Mannes dem reiferen Alter gegenüber, und wurde erst in zweiter Linie als vorgeschriebener Gruß für den Vorgesetzten angesehen. In der Mess nun trat diese Gleichstellung besonders lebhaft zu Tage, während andererseits gerade die Mess den Ausgangspunkt bildete für die Vervollständigung des geselligen Schiffs, durch den die Mehrzahl der hannoverschen Offiziere sich auszeichnete. Was die jungen Herren in dieser Beziehung nicht aus der Kinderstube mitbrachten, das wurde ihnen durch Beispiel und Lehre von älteren Kameraden eingemipft.

Die Teilnehmer an der Mess hatten keine festen Plätze. Im wöchentlichen Wechsel führte ein Kamerad den Vorsitz bei Tisch, und es ist bezeichnend für die Bedeutung dieses Ehrenamtes, daß der Präsident drei Jahre Offizier sein mußte, ehe er mit den Pflichten und Rechten desselben betraut werden durfte, und daß andererseits Stabsoffiziere nur bei feierlichen Gelegenheiten den Stuhl des Präsidenten einnahmen. Man hatte ihnen wohl die mit dem Vorsteher immerhin verbundenen Lasten, aber auch die Befugung ersiparen wollen, unter Umständen ihre dienstliche Autorität hervorzuheben.

In dem schmalen und wenig hellen Kaserne-Zimmer, das den Garde-Jäger-Offizieren als Mess eingeräumt war, habe ich zahlreiche angenehme Stunden verlebt. Mit der Zeit wurde ich auch an den übrigen Offizierstischen der Garnison bekannt, die teilweise über weit größere und glänzendere Räumlichkeiten verfügten. Die bequeme, wenn auch ganz einfache Behaglichkeit indes, die man in meiner engeren Heimat mehr liebte, als das Hervorkehren äußeren Prunkes, heimelte nirgends derartig an, wie in der Garde-Jäger-Mess.

Wenige Minuten vor der festgesetzten späten Stunde — die Essenszeit war so angelegt, daß die Offiziere nach Tisch in der Regel dienstfrei blieben — erschienen die ersten Teilnehmer, begrüßten sich untereinander mit vollendeter Artigkeit und machen es sich auf dem die schmale Wand unter dem Fenster einnehmenden Sofa bequem. Sie tragen alle den Waffenrock mit Epaulettes, denn Ueberrock und Achselstücke sind unbekannte Dinge,

aber es ist unverkennbar, daß jeder Einzelne vor Tisch Toilette gemacht hat, und der Rock wird, der Sitte folgend, von den Meisten über der weißen oder schwarzen Weste geöffnet. Auf den Thürmen schlägt es halb fünf; der Hornist bläst seinen Ruf, und in demselben Augenblick tritt der Mesdiener, wundervoll ganz in Schwarz gekleidet gleich dem vornehmsten Haushofmeister, herein, um zu melden, daß angerichtet sei. Meier ist das Faktotum der ganzen Gesellschaft, aber er verdient das auch in hohem Grade. Er steht im Dienst des Offiziercorps und hat die Beschaffung der Mahlzeiten kontraktlich übernommen. Seine Frau genießt einen Ruf als vorzügliche Köchin für gute Hausmannskost. Ein Roastbeef, wie Frau Meier es auf den Tisch „ihrer“ Herren schiebt, wird selbst in London nicht gefunden. Das haben zahlreiche englische Offiziere ausgesprochen, die als Gäste die Jägermess besuchten, namentlich mein Freund Mr. Gootsch, der während seines mehrmonatlichen Aufenthalt in Hannover mich gern und oft nach dem Waterloo-Platz begleitete und dann Abends auf dem Heimwege meistens die wunderbarsten Erlebnisse hatte. Einmal war er über die deutsche Unhöflichkeit ganz und gar aufgebracht. Die Laternen hatten um Mitternacht so flackerig gebrannt, daß es ihm unmöglich gewesen war, das Schlüsselloch in der Hausthüre zu seiner Privatwohnung zu treffen. Im Arger über die eigene Unbehilflichkeit hatte Freund Gootsch noch dazu den gutmütigen Nachtwächter — einen alten Herrn mit großem Mantel und Pike nannte er ihn bei der späteren Schilderung der Begebenheit — tüchtig angelassen, der sich zum Beistand erboten. Ein Wort mochte das andre gegeben haben, genug, der Nachtwächter glaubte Hilfe nötig zu haben, um den Nachtschwärmer zur Ruhe zu bringen. „Er pfiß“, so berichtet Gootsch nachher, „und aus allen Straßen kamen immer mehr alte Herren und pfißen wieder und brachten mich auf die Wache.“ Dort wurde der fremde Offizier trotz seiner Zivilkleidung bald erkannt und entlassen.

Der Präsident ergreift den geschlitzten Elfenbeinhämmer, das neben dem Couvert liegende äußere Zeichen seiner Würde, und giebt mit demselben das Zeichen zum Niedersitzen. Rechts und links reihen sich die Offiziere ohne Rücksicht auf Alter und Rang dem Präsidenten an, der seinen Platz oben an der Schmalseite des Tisches hat. Der Regel nach muß zum Präsidenten hin angeschlossen werden, und nur mit Genehmigung desselben darf ein Stuhl in der Reihe für einen etwa noch erwarteten Gast leer bleiben. Der Präsident übt die Pflichten des Wirts; er giebt die Suppe auf und legt ihnen Braten vor gleich dem pater familias im bürgerlichen Haushalte. Seiner Autorität unterliegt außerdem die ganze Tischordnung; er muß um Erlaubnis gefragt werden, wenn jemand sich während des Essens erheben, wenn man lesen oder etwa eine kurze Notiz schreiben will; er erteilt die Anweisung zum Servieren und wacht über den guten Ton bei den Gesprächen und der ganzen Haltung der Gesellschaft. Er wird darin unterstützt von seinem Oberst, einem alten, anscheinend sehr grimmigen, in Wahrheit aber herzenguten und wohlwollenden Herrn, der in der englisch-deutschen Legion die Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel zu Anfang dieses Jahrhunderts mitgemacht hat. Dieser ist regelmäßig mit dem Glockenschlage zur Stelle und sitzt gewohnheitsgemäß zur Rechten des Präsidenten und fordert den letzteren häufig auf, sein Glas Rotwein zu sein, den Meier ohne weitere Aufforderung in geschliffener Karaffe schon bei der Suppe auf den Tisch hingestellt hat.

Wer zu spät erscheint, wendet sich zunächst mit einer Beugung gegen den Vorsitzenden: Herr Präsident, ich bitte um Entschuldigung, und grüßt dann den Oberst und die andre Gesellschaft. Da entdekt das scharfe Auge des letzteren, wie ein „Youngster“, der gewohnheitsmäßig die Suppe verjäumt, sich durch die zum Anrichtezimmer führende Thür hereinschleicht und am Zukende der Tafel rasch seinen Stuhl einnimmt: „Lieutenant Leuder“, lautet da das in dem wohlbekanntem eigentümlich schleppenden und schwarrenden Tone gegebene Korrektiv des Commandeurs: „Hier ist die Thür für die Offiziere, da kommen die Bedienten herein.“ Und der junge Offizier schreibt sich das sicher hinter die Ohren.

Während die vorzüglichen Silberdiener, welche in der preussischen Armee Burschen genannt werden, ruhig und gewandt „Tischbedienung machen“, der Meier weiß sie zu schulen, hat der letztere alle Hände voll zu thun. „Meier, ein halb Rot“, „Meier, ein Glas Bischof“, ertönt es von allen Seiten, und da heißt es den Kopf klar behalten, um nachher beim Anschreiben keine Konfusion zu machen. Der Wein ist Eigentum des Offiziercorps. Die Vorräte werden von einer eigenen Mess-Kommission eingekauft und der Mesdiener ist zugleich Kellermeister. Auf diese Weise kann der Offizier eine halbe Flasche guten französischen Tischwein für 4 Gutzeroschen trinken. Deutscher Wein wird nur in seinen Marken bei außerordentlichen Gelegenheiten genossen und Bier ist eigentlich ein unbekannter Genuß. Ubrigens trinkt nicht jeder Messteilnehmer Wein und namentlich giebt es keinen Weinzwang. Nur wenn ein Gast anwesend, gilt es als Zeichen der Höflichkeit, daß jeder demselben zutrinkt.

„Herr Oberst läßt um die Ehre bitten, mit dem Herrn Lieutenant und seinem Gaste ein Glas Wein zu trinken“, flüstert Meier dem Gastgeber zu. Man verbeugt sich gegenseitig über den Tisch herüber, ohne doch dabei aufzusehen, und trinkt die Gläser bis zur Nagelprobe aus. Das ist unerlässlich, doch braucht man vorher nur so viel einzuschütten, wie man gerade Neigung hat. Fill what you will, but drink what you fill, lautet die Losung. Vielleicht mochten einzelne übermüdete junge Herren ihre Gäste und Freunde nicht immer mit dieser goldenen Regel ausreichend bekannt machen. Jedenfalls brachte die Mißachtung derselben häufig solche Gäste, die mit den Messgebräuchen unbekannt waren, in allerlei Verlegenheiten, ab und zu vielleicht gar „unter den Tisch“. Dennoch arteten selbst „schwere Sitzungen“ nie zu wüsten Gelagen aus, wenn es unter den Hannoveranern auch „prachtvolle“ Trinker genug gab; den Ausdruck habe ich meinem alten Freunde und Kameraden August Niemann abgelauscht.

Für den in den Messen herrschenden distinguierten Ton spricht am besten der Umstand, daß es völlig gebräuchlich war, an jedem beliebigen Tage unangefragt Gäste mitzubringen, und daß auch die höchstgestellten Herren es nicht verschmähten, einer Einladung Folge zu leisten. Ich habe wiederholt Gesandte und Minister unter den Messgästen begrüßt, die dadurch dem Unverheirateten Gelegenheit gaben, eine gefällige Schuld abzutragen. Solche, wie soll ich sagen, Ehrengäste wurden vorzugsweise an den sogenannten Gasttagen zugezogen, die monatlich einmal und zwar regelmäßig Sonnabend stattfanden, um — um, ja

um allerseits Gelegenheit zum Ausschlafen zu geben. Dann spielte die Regimentsmusik während der Mahlzeit, zu der sich das gesamte Offiziercorps mit Einschluß der Chemänner versammelte, während Meier für einige Gänge mehr, für gehörig frappierten Champagner und für den würdigen Schmeck der Tafel Sorge getragen hatte. Prachtige alte Silberstücke kommen dabei zum Vorschein, Geschenke früherer Offiziere, die beim Scheiden aus dem Dienst den späteren Geschlechtern je nach ihren Mitteln ein mehr oder minder prächtiges derartiges Andenken zu hinterlassen pflegten.

Wenn die Mahlzeit vorüber war und zwar täglich so gut, wie bei festlichen Veranlassungen, erklärte der Präsident die Tafel für aufgehoben, das weiße Tisch Tuch ward von geschäftigen Händen entfernt und unter demselben kam die grüne Tischdecke zum Vorschein, zum Zeichen, daß nun die strenge Tischdisciplin gelockert, daß ein freies Wort erlaubt sei. Kaffee und Cigarren erschienen. Oft mußte Meier zum „after dinner“ für die ganze Gesellschaft oder für einen Teil derselben nach den in ihrer Vollkommenheit nur ihm bekannten Rezepten noch irgend ein verführerisches Getränk brauen, das dann in silberner Kanne die Runde machte. „Pass the bottle“, damit schob man die Amphora dem Nachbar zu. Am untern Ende hatte zunächst der Vizepräsident im „schwarzen“ Buche nach Meiers Diktat die Tischgäste zu verzeichnen, den Wein anzuschreiben, den jeder gehabt, und etwaige vom Präsidenten verhängte und vor Aufhebung der Tafel bekannt gemachte Geldstrafen für Zuspätkommen oder dergleichen kleine Sünden zu vermerken. Nur Dienst galt als ausreichende Entschuldigung in ersterer Beziehung, und wenn ein und derselbe Herr etwa auffallend oft aus diesem Grunde nicht rechtzeitig zu Tisch erschien, so wurde bataillonsseitig erst dem Herrn Hauptmann bedeutet, daß er den Dienst des betreffenden Offiziers anderweitig regeln möge. Die Mess galt aber halb und halb auch als Dienst. Erst nach Erledigung dieser Pflicht konnte auch der Vizepräsident an der allgemeinen Heiterkeit teilnehmen, die nicht selten einen Teil der Kameraden bis zu später Stunde zusammenhielt. Niemals indes ward in der Mess gespielt.

Zur Einrichtung und Erhaltung der Messen legten sich die Offiziere nicht unerhebliche pekuniäre Lasten auf, deren Ziffer in den einzelnen Regimentern allerdings eine verschiedene Höhe erreichte. Durchschnittlich zahlte der neuernannte Offizier seine erste Monatsgage in den Messfonds, und ebenso der in eine höhere Stellung Beförderte im ersten Monat den Unterschied zwischen seiner bisherigen Gage und der neuen. Außerdem ließ jeder Offizier, ob verheiratet oder nicht, monatlich eine Tagesgage zu Messzwecken setzen. Davon wurden die Anschaffungen von Mobiliar, Tafelservice, Glas- und Silberzeug, wie die laufenden Unkosten bestritten. Die älteren Regimenter, deren Messen seit fünfzig Jahren und länger solche Zuschüsse erhielten, besaßen infolge davon zum Teil eine sehr wertvolle Ausstattung, die noch vermehrt ward durch den von Geschenken der Regimentschefs oder früherer Kameraden herrührenden Silberschatz. Man hat vorzugsweise der regelmäßigen, von jedem Offizier zu leistenden bedeutenden Zuschüsse, aber auch des „guten Lebens“ wegen, das die Offiziere in den Messen unteugbar führten, gegen diese letzteren vielfach, auch seinerzeit in den Reihen der eignen Armee, ernste Bedenken erhoben. Meiner Ansicht nach mit Unrecht. Vor Ausschreitungen sichert keine Einrichtung, und man darf dreist annehmen, daß dort, wo der billigste Mittagstisch eingeführt ist, das meiste Geld für den „Frühshoppen“ ausgegeben wird. Die Mess bot dem Offizier neben der billigen und dabei durchweg vortrefflichen Verpflegung die Gelegenheit, zwanglos in Gesellschaft auch der älteren Kameraden zu verkehren. Die Selbstbewirtschaftung des Kellers sorgte für preiswürdige Getränke, und die Verpflichtung, die Messrechnung monatlich zu regeln, eine Verpflichtung, die seitens der Messkommission und des vorgesetzten Offiziers kontrolliert ward, steckte, nach einem heimatlichen Provinzialismus, übergroßen Ausgaben „einen Sticken vor“. Allerdings schraubten die Messen den ganzen „standard of life“ des hannoverschen Offiziers — mich läßt der deutsche Ausdruck abermals im Stich — in die Höhe. Selbst in dem Falle aber, wenn man dies als einen Nachteil ansehen wollte, ward derselbe meines Erachtens reichlich aufgehoben durch den Umstand, daß die Mess den Offizier von der „Kneipe“ fernhielt, denn um die Mittagstunde nahm man das zweite Frühstück gleichfalls in der Mess ein. Mag man übrigens in dieser Beziehung denken, was man will. Eins bleibt bestehen. Das ist der wahrhaftige, über die bloße Luft an Speise und Trank weit erhabene Genuß, den das frische, fröhliche, von möglichst vornehmem Geiste getragene Leben in der Mess unter den alten, guten Kameraden für jeden einzelnen derselben im Gefolge gehabt hat, ein Genuß, den der nun auf dem absteigenden Ast der Lebensbahn Stehende zu seinen schönsten Erinnerungen zählt und deshalb bei der Berechnung von Soll und Haben seines Daseins nicht zu gering anschlagt darf.

Hermann Vogt.

### Frühlingstage bei Adolf Senfekt.

Eine Jugenderinnerung von Gerhard von Amynor.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Am Abend des nächsten Tages saßen wir wieder in der Bierstube unserer Garnison. Es war die alte Gesellschaft um den großen runden Tisch versammelt. Auch Dr. Fischel Perez war da. Er schien mir noch mehr heruntergekommen; sein ungepflegtes Haar umrahmte als wirrer Wulst seine hohe, von Denkerfalten durchfurchte Stirn; die Entzündung seiner Augenlider hatte Fortschritte gemacht, ebenso die Fadenähnlichkeit seines schwarzen Luchrodes, an dem der oberste Knopf fehlte.

Der arme Teufel! dachte ich mitleidig, wer mag wohl heute seine Beche zahlen?

„Ah, da sind Sie ja wieder!“ rief er aufgeregt, als er mich gewahr wurde, „nun, haben Sie den Schopenhauer gelesen?“ Er hatte offenbar mehr getrunken, als ihm bekömmlich war.

„Gewiß, Herr Doktor“, antwortete ich unbefangen, „die beiden Bände haben mich auf meiner Reise begleitet. Wann darf ich Ihnen das Werk wieder zuschicken?“

Er erhob sich und kam etwas unsicher bis zu meinem Stuhle; hier neigte er sich zu meinem Ohre herab und zischelte

(Sieh weiter Seite 298.)

## Adolf Wilbrandt.

In diesen Sommertagen begeht der lebenswürdige Poet, dessen Name diesem Artikel voransteht, die Feier seines fünfzigsten Geburtstages, mit ihm in Nähe und Ferne jene zahlreichen Freunde und Verehrer, die ihm sein herrliches Talent, sein hohes Streben überall, wo deutsche Sprache geredet und deutsche Kunst gewürdigt wird, gewonnen hat.

Er selbst verleiht diesem Hochsommertage seines Lebens eine besondere Bedeutsamkeit dadurch, daß er für ihn die Umkehr von einem künstlerischen Abwege, auf dem er seit sechs Jahren in unfruchtbaren Mühen sich erschöpft hatte, daß er für ihn die Rückkehr auf den rechten Weg zu seinem eigentlichen Lebensziel aufsparte und ausführte! Das Reich der Bühne verlor einen seiner Lenker, das Reich der Dichtung gewann einen seiner Poeten zurück!

Ja! und einen der reichstbeanlagten, gemütsstiefen, formgewandten Poeten, einen Künstler von außerordentlicher Produktionskraft, einen der sehr wenigen Dichter der Gegenwart endlich, die der Bühne eine originale Beanlagung, eine ausgiebige Kraft, eine warme nachhaltige Begeisterung zugebracht haben. Wer die lange Reihe von Wilbrandts dichterischen Schöpfungen überschaut, wird von Staunen erfaßt vor der strömenden Fülle dieses begnadeten Talents; wer sie einer ästhetischen Würdigung unterzieht, staunt nicht minder über den reichen substantiellen Goldgehalt, den dieser Strom mit sich führte. Seit Wilbrandt im Jahre 1863 mit seiner ersten literarischen Leistung, der trefflichen Arbeit über Heine von Kleist, hervorgetreten und gebührende Anerkennung gefunden, ist er nicht mehr vom Plaze gewichen, sondern hat in treuem Ringen und Mühen, in ungeteilter Hingabe an das Reich der Kunst seinem Arbeitsfelde Jahr für Jahr reiche Frucht abgenommen.

Die sieben Jahre bis 1870 — wo er sich für ein Jahrzehnt fast ausschließlich der Bühne zuwandte — sind bezeichnet durch nie fehlenden Ertrag auf epischem Gebiete. Da ist der großgehaltene, gedankenvolle und form-schöne Roman „Menschen und Geister“, da sind die reizvollen, wahrhaft klassischen „Novellen“ in üppiger Fülle, voll blühenden Lebens und echt dichterischen Empfindens; da ist die mustergiltige Arbeit über „Hölderlin,



Adolf Wilbrandt,

ehemals Direktor des k. k. Hofburgtheaters in Wien.

den Dichter des Pantheismus“. Alle diese Werke entstanden während seines Aufenthaltes in der schönsten Hauptstadt an der Donau. Mit seiner Übersiedelung nach Wien wechselte er auch das Feld seiner poetischen Thätigkeit. Die dramatische Dichtung, für die sich allgemach in Wilbrandt ein unwiderstehlicher Geisteszug entwickelt hatte, nahm ihn von jetzt an völlig hin, und ein Jahrzehnt vergeht ihm in heißem Ringen, in inbrünstiger Hingabe an jene höchste und schwierigste Aufgabe, die die Dichtkunst dem Poeten zu stellen vermag. Seit er mit dem Drama „Der Graf von Hammerstein“ glücklich debütierte, bietet er jetzt Jahr für Jahr dem deutschen Publikum mindestens ein größeres Bühnenstück. Aufeinander folgen „Die Vermählten“, „Die Maler“, „Gracchus der Volkstribun“, „Arria und Messalina“, „Giordano Bruno“, „Die Wege des Glücks“ u. s. w. — lauter Offenbarungen ungewöhnlicher plastischer Kraft, eindringender Bühnenkenntnis und echt poetischer Erfassung des Lebens — nicht immer die reine Schönheitslinie innehaltend, nicht immer frei von Konzessionen an die Schwächen der Zeit, nicht immer zurückschneidend vor dem Gebrauch von Mitteln, die außerhalb der strengen Kunst liegen; aber immer das große dichterische Talent bekundend, immer voll ernstem Streben nach Gleichmaß und Vertiefung und nach jener höheren Bühnenwirkung, die über den Applaus des Abends hinausgeht.

Im Jahre 1874 überraschte Wilbrandt das deutsche Publikum mit einem Bande höchst bedeutender, ganz eigenartiger lyrischer Dichtungen; im Jahre 1875 mit einem „Neuen Novellenbuch“ und dem sehr glücklich komponierten Roman „Fridolins heimliche Ehe“. Es war eine dramatische Ruhepause gewesen, in der er zur Muse des Epos zurückgekehrt; von nun an berührt er in vollen fünf Jahren dieses Gebiet nur einmal noch — in dem präziösen, freilich auch ein wenig kapriziösen Roman „Meister Amor“. Dafür aber entstanden in rascher Folge die Bühnenstücke „Nero“, die „Reise nach Riga“, „Kriemhild“, „Natalie“, die „Töchter des Herrn Fabricius“, „Robert Kern“, „Johann Erdmann“ u. c.

Weiterer schöner Produktionen dürfen wir nun gewärtig sein: der Dichter Wilbrandt ist zu sich selbst zurückgekehrt. Möge der Sommer seines Lebens lang und sonnenreich, der Herbst voll reifer schöner Früchte sein — ihm selbst und uns zu freudigem Genuß! L. J.



Auß Kopenhagen: Vesterbrogade mit Tivoli. Originalzeichnung.



L. Max-Ehrler

### Verwundet.

Nach dem Gemälde von L. Max-Ehrler.

Photographie-Verlag von W. Angerer, Wien.

(Fortführung von Seite 295.)

nur schwer verständlich: „Ich verreise vielleicht. Behalten Sie das Werk noch! Erst, wenn ich wieder zurück bin, werde ich mir es ausbitten; so lange betrachten Sie es als das Fräulein.“

Den tieferen Sinn, den diese Worte bargen, sollte ich erst vierundzwanzig Stunden später erfahren.

„Ich bin auch noch in Ihrer Schuld,“ fuhr er leise fort, „aber ich muß Sie leider.“

„Bitte, lassen Sie das!“ unterbrach ich ihn, und scherzend fügte ich hinzu: „Es ist nicht das erste Glas, bei dem Sie heute sind.“

„Nein; ich feiere meinen Geburtstag.“

„Dann empfangen Sie meine Glückwünsche.“

„Die darf ich eigentlich erst morgen annehmen; heute begehre ich nur die Vorfeier.“

Er schwankte nach seinem Plaze zurück, und Alexander fragte mich leise: „Hat er dich angepumpt? Nein? Dann wird wohl heut an mich die Reihe kommen?“

Der Doktor wurde immer redseliger, und was er sprach, hatte Hand und Fuß; er extemporierte so glänzende Vorträge über allerlei zeitgemäße Fragen, daß selbst der spottfüchtige Hauptmann, der ihn anfangs immer unterbrach, plötzlich verstummte und gespannt zuhörte. Besonders heftig griff er die Materialisten an und namentlich suchte er Büchners „Kraft und Stoff“, das eben erschienen war und großes Aufsehen machte, gründlich zu widerlegen. Zwischendurch stürzte er ein Glas nach dem andern hinunter; sein Durst schien heute nicht zu stillen.

„Fischel muß Geld haben,“ flüsterte mir Alexander zu, „ich werde heute wohl ungerührt bleiben.“

Endlich kam auch Schopenhauer an die Reihe. Der Doktor pries ihn als einen Ausbund von Weisheit und tadelte nur eine einzige Fehlgelösigkeit an ihm: wer den wüsten Traum der Maja als solchen erkannt habe und den Willen zum Leben bemußt verneine, dem dürfe diese Erkenntnis nicht bloß zum Quietiv werden, das ihn zur Enthaltensamkeit und Entfagung leite, nein! der müsse dennotwendig auch das Recht haben, den letzten Schluß zu ziehen und dem Allwillen die eigene Existenz vor die Füße zu werfen.

„Das ist ja die reine Philosophie des Selbstmordes!“ plägte der Hauptmann heraus, dem diese Theorie denn doch alles Zulässige zu überschreiten schien.

Fischel schnitt eine mitleidige Grimasse.

„Als wenn damit etwas Besonderes gesagt wäre!“ brummte er verächtlich durch den Mundwinkel.

„Gute Nacht, Doktor!“ grüßte der Referendar, der sich erhoben hatte, „Sie scheinen heute weniger der Göttin der Weisheit als dem Gambrianus den Hof zu machen.“

Auch die anderen standen auf. Es war Mitternacht. Man verabschiedete sich mit spöttischen Redensarten von dem Trunkenen. Als auch ich mit Alexander die enge Stube verließ, trümmte Fischel auf der Tischplatte seinen Arm zusammen und bettete in denselben sein schweres, müdes Haupt.

„Peter!“ sagte ich im Hinübergang zum Kellner, „schaffen Sie den Doktor nach Hause. Nötigenfalls nehmen Sie eine Droschke. Hier ist Geld.“

Peter versprach sein bestes, und wir verließen das Wirtshaus. Am andern Tage erzählte mir der Hauptmann auf dem Kasernenhofe, daß sich der Dr. Fischel Perez in letzter Nacht mit einer Pistole erschossen habe; die Hausbewohner hätten den Schuß nicht gehört; man habe den Unglückseligen früh morgens mit der tödlichen Wunde in der Brust auf seinem Bette gefunden. Tief erschüttert verstand ich jetzt erst sein Vermächtnis. Sein Schopenhauer steht noch heut in meinem Bücherschrank.

Alexander Henjelt war ein guter, edler, reich begabter Mensch, mit dem mich eine herzliche Zuneigung verband. Er hatte kein Geheimnis vor mir und im Laufe der nächsten Monate gestand er mir, daß Ms. Mauds Bild in seiner Erinnerung zu verblasen begänne. Ob daran die Warnungen Pawlows schuld waren oder ob er in einem mit ihr vielleicht heimlich geführten Briefwechsel nicht diejenige Befriedigung gefunden, auf die er gerechnet haben mochte, das weiß ich nicht; ich vermied es, ihn nach Dingen zu fragen, die er mir nicht aus freien Stücken mitteilte, was unter Freunden immer das angemessenste Verhalten ist.

„Sie war doch wohl nur eine Seejungfer,“ sagte er bei Gelegenheit dieses Geständnisses, „der auch die Musik keine Seele auf die Dauer einzuhauchen vermochte!“

An einem Abend des Frühherbstes saßen wir zum letztenmal bei einem Glase Wein zusammen; ich war nach dem Wessen der Monarchie versetzt, und wir betäubten den Schmerz der Trennung durch häufiges Anstoßen auf treue Freundschaft und baldiges frohes Wiedersehen. Keine innere Stimme verriet mir, daß ich nie wieder in die lieben ehrlichen Augen des Freundes blicken würde.

Wir tauschten zwar späterhin gelegentlich einen Brief, aber bald machte der Ernst der Zeiten seine Rechte geltend; es begann die Ära der Kriege; Mars hatte das große Wort; der Donner der Geschütze betäubte die zarteren Regungen des Herzens; unser Briefwechsel geriet ins Stocken.

Endlich kam mir das Gerücht zu Ohren, daß Alexander in russische Dienste getreten wäre. Schmerzlich dachte ich des fernem Freundes, der mir für diese Welt nun so gut wie verloren war.

Gegen Ende der sechziger Jahre wurde ich durch eine Begegnung mit dem Fürsten Galizyn wieder recht lebhaft an meinen Gersdorfer Aufenthalt erinnert. Es war in Wiesbaden, wo ich in einem der Spielsäle das unheimliche Gesicht des Fürsten über dem grünen Tuche eines Roulettetisches gewahrt wurde. Ich beobachtete den merkwürdigen Mann eine zeitlang, bevor ich mich zu erkennen gab. Eine hübsche, sehr elegant gekleidete — wie ich später erfuhr — amerikanische Dame saß neben ihm. Er spielte mit großem Glück. Nur ab und zu besetzte er eine einzige Nummer mit einem Häufchen Gold, und wenn es auch nicht immer ein Treffer war, so strich er doch mehrmals einen hohen Gewinn ein. Eben hatte er die Nummer 36 — ich sehe die Scene noch vor Augen — mit zehn Friedrichsd'or besetzt; die Kugel rollte; der Croupier rief sein französisches Verschen, daß sich die deutlichen Gimpel so gern gefallen ließen, und ein anderer Spielbeamter schob mit seiner Krücke dem Fürsten das Sümmchen von 350 Friedrichsd'or auf seine Nummer.

„Bravo, mon prince!“ flüsterte ich dem Spieler zu, „das war gut getroffen!“

Galizyn wandte sich überrascht um, und wie er mich erkannte, stand er auf und drückte mir verbindlich die Hand.

„Aber ich störe Sie.“ sagte ich mit einer Handbewegung nach dem Spieltische.

„Nein, durchaus nicht! ich habe heut genug; mein spiritus familiaris weiß nichts mehr.“ Er deutete auf die junge Dame und stellte mich ihr vor. „Ms. Dalton aus Baltimore,“ fuhr er fort, „meine kluge Freundin. Wollen wir zusammen sumpieren?“

Ich hatte nichts dagegen einzuwenden. Als wir zu dreien um einen gedeckten Tisch im Kurhaus-Restaurant saßen und unsere Gersdorfer Erinnerungen aufgefächert hatten, kam der Fürst auf seine jüngsten Erlebnisse zu sprechen. Er war in Amerika gewesen und dort zum begeisterten Anhänger und Verkünder des allerneuesten Spiritismus geworden.

„Auch das Haus der Katie Fox habe ich besucht,“ berichtete er im Verlauf seiner stückweisen Mitteilungen, „es steht in Hydesville bei Newyork und ist dadurch merkwürdig, daß dort die neunjährige Katie durch Klopplaute, die keine natürliche Ursache erkennen ließen, lange Zeit beunruhigt worden ist. Endlich führte die Untersuchung zur Entdeckung eines Mordes, der fünf Jahre vorher in diesem Hause verübt worden war; offenbar hatte der Geist des Ermordeten die Klopplaute verursacht.“

Etwas ängstlich sah ich mir den Fürsten an; sollte er wirklich im Ernste sprechen?

Er bemerkte meine Befremdung.

„Sie scheinen noch immer ‚unwissend‘ im Sinne Schopenhauers. Aber auch Schopenhauer war unwissend — der arme Teufel ist gestorben! habe neulich sein Grab besucht — lebte er heute noch, er wüßte jetzt mehr von dieser wichtigsten aller Fragen; er bedauert selbst, daß er so vorzeitig hat abscheiden müssen.“

„Er bedauert es selbst?“ Ich glaubte, nicht recht gehört zu haben.

„Allerdings,“ versetzte der Fürst gelassen, „wir verkehren noch mit einander durch Vermittelung dieser jungen gottbegnadeten Dame. Sie ist ein Medium first rate und erweist mir das unschätzbare Glück, mich nach Rußland zu begleiten. O, meine guten Petersburger werden staunen!“

Nun begriff ich erst die vorherige Bezeichnung des Fräuleins als spiritus familiaris.

„So verrät Ihnen Ms. Dalton auch wohl die Glücksnummern beim Roulette?“

Der Fürst schmunzelte pffiffig.

„Ja, mein Teuerster, wenn Ms. Dalton abreisen wollte, die Bank würde ihr gern die Reisekosten vergüten.“

O, heiliger Arthur! dachte ich im stillen, wenn du geahnt hättest, welches Unheil dein Versuch über das Geistessehen in einem schwachen Intellekt anrichten würde!

Mir war äußerst unbehaglich zu Mute, und eine gleiche Mißempfindung schien das weibliche Medium zu überkommen, denn lebhaft drängte sie das Gespräch in andere, harmlosere Bahnen. Ob sie fürchtete, daß ich sie durchschaute hätte und ihrem Verhältnisse mit dem Fürsten verderblich werden könnte, oder ob sie mich einfach als Ungläubigen betrachtete und von ihrer eigenen Mission überzeugt war — ich kann es nicht entscheiden; noch heute aber bin ich fest davon überzeugt, daß die zufälligen Roulettegewinne des Fürsten ohne Abzug in ihre Tasche flossen.

Nach dem Souper fragte mich Galizyn, ob ich ihn nach seiner Hotelwohnung begleiten wollte; es fände dort noch eine kleine „Sitzung“ statt.

Aus Neugierde ging ich mit; diese Dinge waren damals noch keine abgegraste Weide.

Es thut mir leid, der Wahrheit getreu berichten zu müssen, daß die Experimente der Ms. Dalton an diesem Abende alle ohne Ausnahme verunglückten. Sie schob es auf das stürmische Wetter und auch ein wenig auf meine Anwesenheit, „ich wäre den Geistern nicht sympathisch.“

Ich sprach mein Bedauern aus, die interessante Sitzung gestört zu haben und verabschiedete mich bei dem Fürsten, den ich auch nie mehr wiedergesehen habe. Ich habe diese Entbehrung gut ertragen.

Ernste Zeiten gingen für mich vorüber. Mit den peinlichen Folgen einer schweren Schußverletzung kämpfend, verlor ich mehr und mehr das Interesse an den Freuden der Welt, löste meine gesellschaftlichen Verbindungen und lebte einsiedlerisch nur der Pflege meiner tieferschütterten Gesundheit. Als ich nach langen Jahren der Ungeduld und immer neuer Enttäuschungen endlich langsam zu genesen begann, begrüßte ich das Leben wie ein neu erworbenes, mir noch unbekanntes Gut, die Erinnerung an das Vergangene lag verschüttet unter den Trümmern meiner Hoffnungsbauten und meiner durch eine feindliche Kugel zerstörten militärischen Laufbahn. So war auch die Gestalt meines Freundes Alexander in meiner Erinnerung verblaßt, und es mochten Jahre vergangen sein, ohne daß ich auch nur ein einziges Mal an ihn zurückgedacht hatte.

Um so merkwürdiger war es, daß ich im Februar des Jahres 1878 plötzlich von dem Bilde meines Freundes auftritt und Schritt verfolgt wurde. Ohne jede äußere Veranlassung mußte ich Tag und Nacht an ihn denken, obgleich ich nicht einmal ahnte, wo er sich in dieser Zeit befinden mochte und ob er überhaupt noch am Leben war. Am 8. und 9. Februar artete dieses unablässige Denken an ihn in eine mir noch unerklärlichere Beunruhigung aus, so daß ich meinen Umgebung davon Mitteilung machte und die Absicht aussprach, mich nach dem fernem Freunde doch einmal wieder zu erkundigen. Am 10. Februar trat er so lebhaft, so plastisch greifbar vor meine inneren Sinne, daß er mir, wenn ich ein bildender Künstler gewesen wäre, hätte als Modell dienen können; er schien mir irgend etwas zu sagen oder sagen zu wollen, und mich erfaßte eine förmliche Beängstigung, daß er nicht deutlicher sprach und ich ihn durchaus nicht verstehen konnte. Noch am selben Tage setzte ich mich hin und schrieb an seinen Vater ein paar Zeilen, in denen ich um schleunige Nachricht bat, wo sich Alexander gegenwärtig befände und wie es ihm erginge. Dieser Brief ist nie an seine Adresse gelangt, da ich nicht wußte, daß Adolf Henjelt damals in der Kirotschnaja in Petersburg wohnte.

Am andern Tage nahm meine Beunruhigung ab und mit dem Ablauf einer Woche war sie gänzlich geschwunden. Schon wollte ich mir einreden, daß die nun glücklich überwundene

Erregung meines Geistes, diese so harnäckige Beschäftigung desselben mit einer bestimmten Person doch wohl nur die Folge einer von mir übersehenen äußeren Ursache gewesen sein mußte, als ich in einer Berliner Zeitung zufällig folgende Anzeige fand:

„Den am 10. Februar d. J. zu Samara in Rußland erfolgten Tod unseres einzigen, heißgeliebten Sohnes Alexander an den Folgen einer Lungenentzündung erlauben wir uns statt jeder besonderen Meldung Verwandten und Freunden hiermit ergebenst anzuzeigen.“

Adolf von Henjelt,  
Kaiserl. russ. Staatsrat;  
Rosalie von Henjelt.“

Das war die Lösung des Rätsels.

Ich legte das Zeitungsblatt aus der Hand; Bestürzung und Schreck krampften mein Herz zusammen. Jetzt fiel mir das Zusammensein mit Alexander in Gersdorf ein, unsere gemeinschaftliche thörichte Liebe zu der kleinen Seejungfer, unser großmütiger, beiderseitiger Entschluß, daß der etwa Bevorzugte von uns zu Gunsten des andern entsagen wollte, und Alexanders Vorschlag, derjenige, der von uns beiden zuerst sterben würde, sollte sich verpflichten, dem Überlebenden und wenn er noch so fern weilte, zu erscheinen und ein Zeichen zu geben. Lag hier nur ein blöder, inhaltsleerer Zufall vor, oder handelte es sich wirklich um eine jener Visionen, die der moderne Buddhism in seinem mehr erwähnten Aufsatze aus der Macht des fremden Willens und aus der Eindringlichkeit des eigenen Gangliensystems zu erklären sucht? Ich bin ein ziemlich skeptisch veranlagter Mensch und konnte mich nicht entscheiden, die Frage in diesem oder jenem Sinne zu bejahen. Wohl aber schrieb ich nun an Alexanders Mutter und bat diese um möglichst genaue Angaben über sein frühzeitiges Ende. Frau Rosalie lebte zur Zeit in Schlesien und bald erhielt ich die gewünschte, mich tief bewegende Antwort, aus der ich folgende Stellen ohne Verletzung der der Briefschreiberin schuldigen Rücksicht glaube mitteilen zu dürfen:

„... als ich ihn im Herbst 1873 zum letztenmal in meine Arme schloß, wünschte er so sehr, Sie wiederzusehen; ich erinnere mich deutlich seiner Worte bei einem traulichen Abendgespräch: ‚mein Freund A. war mir der Liebste, stets war ich stolz auf seine Freundschaft und immer habe ich bewundernd zu ihm aufgeblickt. Mein Sohn führte stets Ihr Bild mit sich; ich sah es auf seinem Schreibtisch stehen, als ich ihn 1872 in Warschau besuchte. Nach diesem allen glaube ich bestimmt, daß er in seiner letzten Stunde auch Ihrer in Sehnsucht gedacht hat, denn er hatte ja lange schon nur den einen Gedanken: fort, fort aus Rußland in die Heimat, zu seinen Lieben!...“

Ich habe den Brief der tiefgebeugten, auf ihren hochgearteten Sohn einst so stolzen Mutter sorgsam aufbewahrt; er liegt jetzt neben mir und ich entnehme ihm diese kurzen Ausführungen. Dürfte durch derartige Ausprägungen die Entscheidung einer so dunkeln und geheimnisvollen Frage beeinflusst werden, so wäre sie vielleicht um ein gutes Stück ihrer Lösung näher; ich verzichte aber darauf, irgend ein Facit aus den einzelnen, mir zur Verfügung stehenden Momenten zu ziehen und überlasse das letzte Wort in dieser, durch Narren und Schwindler leider in Mißcredit gebrachten Sache der ausschließlich zuständigen Psychophysiologie, die vielleicht im nächsten Jahrhundert ein gut Teil weiter als heute sein wird.

Daß die Namen der Nebenpersonen in diesen Mitteilungen willkürliche sind, wird der gütige Leser wohl billig voraussetzen; unverändert ist nur das Bild wiedergegeben, das einst ein Lenzaufenthalt auf dem Lande eines unserer edelsten und feinsten Klavierkünstler meinem Gedächtnisse eingepägt hat. Adolf Henjelt, der Musiker, ist eine hochverdiente und liebenswerte Persönlichkeit der deutschen Kunstwelt und sein zu früh heimgegangener Sohn Alexander, der zwar nicht ausübender Musiker, aber ebenfalls von weittragenden idealen Anschauungen und von Feuer, Geist und Gemüt erfüllt war, wurde früh oder spät wahrscheinlich ebenfalls zu irgend welcher Bedeutung in weiteren Kreisen gelangt sein, wenn er nicht auf einer militärischen Expedition nach Chiwa den Keim zu jenem Leiden gelegt hätte, das ihn, trotz des Gebrauches der in Rußland als untrügliches Heilmittel geschätzten Pferdemilchur endlich in Samara, an den Ufern der Wolga, dahinraffen sollte. Seine Asche ruht in Schlesien, wo die treue, tief gebeugte Mutter das Grab des Sohnes mit ihren Thränen begießt.

Es waren wahrhaft halbyonische Tage, Tage der Ruhe und des Friedens, die ein woiniger und sonniger Herbst über das Rheinthal heraufführte. Ich stand auf dem Verdeck eines Passagierdampfers und schaute mit trunkenem Blicke auf die traubensprossenden Rebhügel des Ufergeländes. Neben mir, auf einem unbefestigten Klappstuhl, lag eine Reisetasche aus schwarzem Leder, und wie mein Auge zufällig diese Tasche streifte, blieb es an zwei aus glänzendem Metall gestanzten Buchstaben hängen, welche wahrscheinlich den Namen der Eignerin andeuteten. Es war ein M. und ein F.

Die Lösung dieses Buchstabenrätsels reizte mich in keiner Weise, als aber eine zarte Gestalt in knappen schwarzseidenen Kleide heranrutschte, die Tasche von dem Klappstuhl nahm und sie nach der andern Seite des Verdeckes trug, da wehte es mich wie eine Erinnerung aus längst vergangener Zeit an und begierig suchte ich das Gesicht der zierlichen Dame zu erkennen. Das hatte aber keine Schwierigkeiten. Ich sah nur ein Kinn, einen etwas strengen Mund, der sich beim geringsten Miensenspiel leicht öffnete und dann die nach vorn gewachsene glänzende Reihe der Oberkieferzähne zeigte, und die Spitze einer feingeschnittenen Nase. Von der Nasenpitze aufwärts verbarg ein dichter blauer Schleier den Rest des Angehtes; unter dem Schleierende tändelten aber die wehenden Enden dunkelblonder aufgegänger Locken hervor.

Wer mag die Dame sein? Kennst du sie denn? fragte ich mich im stillen und beobachtete, wie sie sich am Geländer der andern Verdeckseite niederließ, die Tasche in ihren Schoß legte und aus derselben ein rotgebundenes Buch hervorlangte, in dem sie eifrig zu lesen begann. Trotz dieser Beschäftigung hatte sie den Schleier nicht aufgeschlagen; sie mußte zwischen dem Gewebe und der Nasenpitze hindurch nach den Blättern des Buches herniedersehen.

Das Infognito dieser allein reisenden Engländerin — als eine solche erkannte ich sie auf den ersten Blick — fing an mich zu reizen. Langsam trat ich näher und blieb, wie zufällig, an

ihre Seite stehen, um scheinbar die Uferlandschaft zu be-  
 dern. Heimlich schaute ich aber nach dem Buche der  
 kannten; richtig — es war der Murray. Wir hatten  
 und Erbach hinter uns und dampften auf Gattenheim  
 vom Ufer her die Klänge einer Militärkapelle unser  
 Ein Infanterie-Bataillon, vielleicht aus Wiesbaden,  
 einer Übung heim und marschierte nach dem Takte  
 wohlbekanntes Marsches. Adolf Henselt hatte dies  
 geschrieben und einst dem Kaiser Nikolaus I. gewidmet  
 mir ihn einmal selbst in Gersdorf vorgespielt, und  
 damals veranlaßt, daß der Kapellmeister unseres  
 ihn für Janitscharenmusik setzte und in die Sammlung  
 nichtoffiziellen Marsche aufnahm.

In der Haltung der Unbekannten neben mir g  
 Veränderung vor. Sie ließ das Buch sinken, neigte  
 zur Seite und lauschte aufmerksam nach den rhytmisch  
 gen. Lebhaft taktierte sie dazu mit der Spitze ihres  
 beschuhten Füßchens und endlich wandte sie sich mit d  
 unwillkürlichen Frage an mich:

„Das ist Opus 13 von Adolf Henselt? Nicht wahr?  
 Die Nummer des Werkes weiß ich nicht, meine  
 digte,“ versetzte ich mit höflicher Verbeugung, „aber es  
 Adolf Henselt, das kann ich beschwören; er selbst hat m  
 diesen Marsch vorgespielt.“

„O, Sie kennen meinen früheren Lehrer? Wie m  
 freut! Es ist lange, lange her, daß ich ihn nicht wieder  
 habe. Die schönen Tage von Gersdorf sind mir aber  
 geblieben.“

„Sie waren in Gersdorf? In welchem Jahre?“  
 „Ach... ich war noch ein halbes Kind... es n  
 Mai des Jahres 185...“

„Im Mai? Und Sie waren mit Ihrer Frau Mutter d  
 „Ja! Mama ist längst gestorben; sie ruht neben merende  
 Vater... ich stehe allein in der Welt. Aber... mein Gott, w  
 woher wissen Sie denn...?“

„Auch ich war zu jener Zeit ein Gast des Henselt'sch  
 Hauses.“

Sie hob ihr Antlitz, schlug den Schleier zurück und  
 es beinahe hätte ich laut aufgeschrien. Der russische Oberst hat-  
 mit seiner Vererbungsstheorie recht gehabt: das war ja des  
 Tochter der „Giraffe“, der Mutter wie aus dem Gesichte ge-  
 schnitten! Verblüht war die süße Schönheit der einst so elen-  
 haften Kleinen; hagere, runzlige Wangen, kalte seelenlose Augen,  
 ein selbstbewußter Ausdruck in den anmaßenden Zügen und  
 dieselben Massenzähne, die einst Mrs. Frazer uns so unympathisch  
 gemacht hatten!

„Sie sind doch nicht Herr von...?“

„Allerdings!“ lachte ich und nannte meinen Namen, „habe  
 mich wohl ein wenig zu meinem Nachtheile verändert? Die  
 Strapazen der Feldzüge und die Qualen eines langen Wunden-  
 Siechtums kontervirten nicht! Um so siegreicher haben Sie  
 allen Angriffen der Zeit widerstanden! Ich hätte Sie sofort  
 wiedererkannt, Ms. Maud, wenn der neidische blaue Schleier  
 nicht gewesen wäre!“

„O, Sie scheinen immer noch der Alte; Sie schmeicheln  
 mir. Aber ich weiß recht gut, daß ich alt und häßlich gewor-  
 den bin. Wo reisen Sie hin?“

„Vorläufig nach Köln... und Sie, Ms. Maud?“

„Ich kehre nach England zurück. Habe mich auf dem  
 Kontinent ein wenig erholt; das ewige Musikunterrichten  
 strengt an.“

„Sie spielen auch in Konzerten?“

„Nein... nicht mehr. Der Konkurrenzneid, die Miß-  
 gunst der Unverständigen, die Laubzeit des Publikums, die Be-  
 stechlichkeit der Kritik haben mir die Ausübung meiner Kunst  
 verleidet. Ich begnüge mich, andere im Klavieripfel zu unter-  
 richten.“

„Aha! dachte ich, Adolf Henselt hat recht prophezeit, daß  
 sie nie eine Künstlerin, sondern nur eine fingerfertige Tasten-  
 hüpflerin werden würde.“

Nach einer kurzen Pause warf sie mir einen ihrer schmach-  
 tenden Blicke zu und fragte: „Haben Sie wohl manchmal noch  
 an die Maud von damals gedacht?“

„Natürlich, meine Gnädigste!“ beeilte ich mich zu ver-  
 sichern, „das Eden der Jugend verblaßt uns nie; im Gegen-  
 teil, für den reifen Menschen gewinnt es täglich an Frische  
 und wehmütigem Zauber... Wenn man doch noch einmal  
 wieder jung werden könnte!“

„O, Sie sind jung geblieben; Ihr Geist und Herz können  
 gar nicht altern! Wissen Sie, wie Sie mir einst auf den  
 tartarischen Schimmel geholfen haben?“ Sie versuchte ein zim-  
 perlich verschämtes Lächeln. „Ich habe oft, sehr oft an Sie  
 gedacht und mir immer sehnlichst gewünscht, Sie einmal wie-  
 derzusehen!“

Das wird bedenklich! sagte ich mir im stillen; die kleine  
 Giraffe fängt dir in aller Form an den Hof zu machen.  
 Nichten wir auf den entstehenden Brand des spekulativen Be-  
 gehrens den kalten Wasserstrahl einer rechtzeitigen Enttäuschung!

Ich knöpfte meinen linken Handschuh auf und streifte ihn,  
 scheinbar absichtslos, ab. Dann hob ich meine linke Hand,  
 um meinen Bart zu wirbeln, und ließ dabei den schmalen gol-  
 denen Reif an meinem vierten Finger in der Sonne blitzen.

Die beabsichtigte Wirkung trat augenblicklich ein.

„Sie sind verheiratet?“ Ein unverkennbarer Schrecken  
 lag in dieser hart hervorgestoßenen Frage der Jungfrau.

„Seit fünfzehn Jahren, meine Gnädigste; meine Frau  
 und Kinder erwarten mich in Köln. Ich werde glücklich sein,  
 Sie mit meiner Familie bekannt machen zu dürfen.“

„O, ich muß sehr bedauern... ich verlasse schon den Dampfer  
 in Bonn, wo ich in einem Hotel übernachtet will.“ Ihr Ton  
 war merklich kühl geworden. Sie nahm wieder das Buch  
 zur Hand und schien aus demselben die Gegend kennen lernen  
 zu wollen, statt sie durch unmittelbare Anschauung zu genießen.

Ich zog mich bescheiden zurück und habe Ms. Maud nicht  
 mehr wiedergesehen.

Als ich ein Jahr später den Kirchhof in Bonn besuchte,  
 stieß ich auf einen Hügel, dessen Marmorplatte ihren Namen  
 trug. Auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß sie schon im  
 vorigen Herbst in einem Gasthause der Stadt plötzlich gestor-  
 ben war; das arme Mädchen hatte die Hölle eines täglich acht-  
 bis neunstündigen Klavierunterrichtes an talentlose, unzufül-  
 liche Schillerinnen mit dem Paradiese der Klavierlosigkeit ver-  
 tauscht. Ob es ihr wie der kleinen Andernischen Seemannsfer  
 ergangen ist, die noch nach dem Tode eine Seele gewann?

— E n d e. —



Illustrirte Damen-  
 Her Sandarbeiten und neues

vor der Chenille zu geben, da die Wolle den, den echten Sachen  
 eigenartigen, stumpfen Ton besitzt.

Zu neueren Phantasie-Stickereien gehört noch eine durch-  
 brochene Arbeit, die auf Fries, auf starkem Tuch und anderen  
 diden Stoffen ausgeführt wird, deren ausgechnittene Dessin-  
 figuren mit Wolle oder Seide im Languettenstich umrandet und  
 mit anderen Stichtarten verziert sind, wodurch sie an die  
 venezianische Stickerei erinnern. Bisweilen werden die durch-  
 brochenen Dessins andersfarbig unterlegt, was einen sehr hüb-  
 schen Effect giebt und sie zu Tischläufern, Schonern u. sehr  
 geeignet macht.

Als neues Material erwähnen wir wiederholt die vielen  
 sehr hübschen, zu allen modernen Stickereien erforderlicher Me-  
 lanern u.

wohriechende rote Blüten. Sie ist in geu  
 und wird deshalb auch Provinzrose (R. provin  
 genannt. In den Gärten kommt sie mit weißen, rosenroten,  
 violetten, lilasfarbenen, bläulichen und aschgrauen, gestreiften,  
 gefleckten und punktierten Blumen vor. Sie gehört zu den  
 härtesten und dauerhaftesten aller Gartenrosen. 5. Die weiße  
 Rose (R. alba L.) aus Süd- und Mitteldeutschland wächst  
 stark und hoch; ihre Blüten sind gefüllt und weiß, was dieser  
 Art einen besonderen Wert verleiht. 6. Die Indische Rose  
 (R. indica L.) ist ein chinesischer, aus Ostindien (etwa i. J.  
 1700) zu uns gekommener Strauch mit immergrünen Blättern;  
 eine der beliebtesten Rosenarten, die in vielen Spielarten und  
 Bastarden mit roten, weißen und gelblichen Blumen überall  
 gezogen wird. Von Spielarten müssen folgende hervorge-  
 hoben werden: die Bourbonrose (R. indica borbonica  
 Hort.); sie ist wegen ihres Geruchs und andauernden Blühens  
 sehr beliebt; ebenso die Noijetterose (R. indica Noisetiana  
 Red.), die kleinste aller Rosen, aus der Befruchtung mit R.  
 moschata Ehrh. entstanden. Die Theerose (R. indica odo-  
 ratissima Sweet = fragrans Red. et Thor), die 1825 von  
 China nach England gebracht wurde und wohriechende, weiße,



Fig. 1.

gelbliche und rote Blüten öfter im Jahre entwickelt. Die  
 Thee-Hybriden, aus Kreuzungen der Thee- und der Remon-  
 tantrose entstanden, zeichnen sich durch reichliches und wieder-  
 holtes Blühen und schön geformte Knospen aus; die geöffnete  
 Rose ist selten ganz gefüllt. Die Monatsrose oder die vom  
 Juni bis zum Herbst unaufhörlich blühende Bengalrose (R.  
 indica semperflorens Sec.) wurde durch Kar 1780 aus Kanton  
 in den königlichen Garten von Kew in England eingeführt.  
 7. Die vielblumige Rose (R. multiflora Thnbg. = diffusa  
 Roxb. oder polyantha Hort.), zu der man auch die Prärie-  
 rose rechnen könnte, ist eine hohe Kletterpflanze aus China  
 und Japan, aus deren Seitentrieben reiche Blütenbüschel ent-  
 springen. Die Blüten sind meist gefüllt, klein, halbfugelig,  
 gewöhnlich geruchlos und erscheinen vom Mai bis Herbst.  
 Die Sträucher müssen über Winter Schutz gegen Kälte und  
 Temperaturwechsel erhalten.

Aus diesen Gruppen greifen wir einzelne der neuesten  
 und deshalb schönsten Sorten heraus, um sie ein wenig  
 näher zu betrachten.

Vor allen anderen Rosen ist „Die Braut“ (the Bride  
 von May Fig. 1) hervorzuheben, eine Theerose mit gefüllter,  
 rein weißer, selten rosa angehauchter Blume. Obwohl nicht  
 preisgekrönt, ist sie doch, nach Blumen des freien Landes zu  
 urteilen, eine Rose von wunderbarer Schönheit. Die äußeren  
 Blumenblätter sind schön abgerundet, im Sommer bei großer  
 Hitze mit leicht rosafarbenen Spitzen versehen. Die Blume  
 öffnet sich leicht und ist, wie auch die ausbrechende Knospe, zum  
 Brautstrauch ganz besonders geeignet.

Die Theehybride „William Francis Bennett“ ist eine  
 anfangs vielgepriesene, dann aber vielgeschmähte Rose, das  
 letztere, weil man nur junge, unausgebildete Pflanzen kannte,  
 die eben aus dem Vermehrungshaufe kamen, sich aber doch schon  
 mit Knospen und Blumen bedeckt hatten, die den von glühender  
 Begeisterung eingegebenen Beschreibungen in keiner Weise ent-  
 sprachen. Seitdem ist ein Jahr vergangen, man hat inzwischen  
 kräftige Pflanzen herangezogen, die sich als Winterblüher  
 mit Knospen von einer Formenshönheit und Farbenpracht  
 erwiesen, von denen man kaum jemals vorher eine Ahnung  
 gehabt. Die Blume ist nicht ganz gefüllt, deshalb soll hier  
 nur von den stark vorgeschrittenen Knospen gesprochen werden,  
 die langgestreckt, wohriechend und von Farbe farnesinrot sind.  
 Die Pflanze wächst mäßig und reich bezweigt; sie blüht  
 beinahe unaufhörlich, besonders im Winter im halbwarmen,  
 hellen Raume; auch im Sommer sollte man sie unter Glas  
 halten. Einen großen Wert besitzt die Pflanze auch in der  
 Eigenschaft, sich leicht vermehren zu lassen; jedes Triebchen,  
 jedes Zweigstück mit einem Auge bildet leicht Wurzeln, und an  
 den jüngsten Schössen schon sieht man die ersten Blütenknospen.  
 Es ist sicher anzunehmen, daß diese Rosenart eine sehr beliebte  
 Zimmerpflanze werden wird.

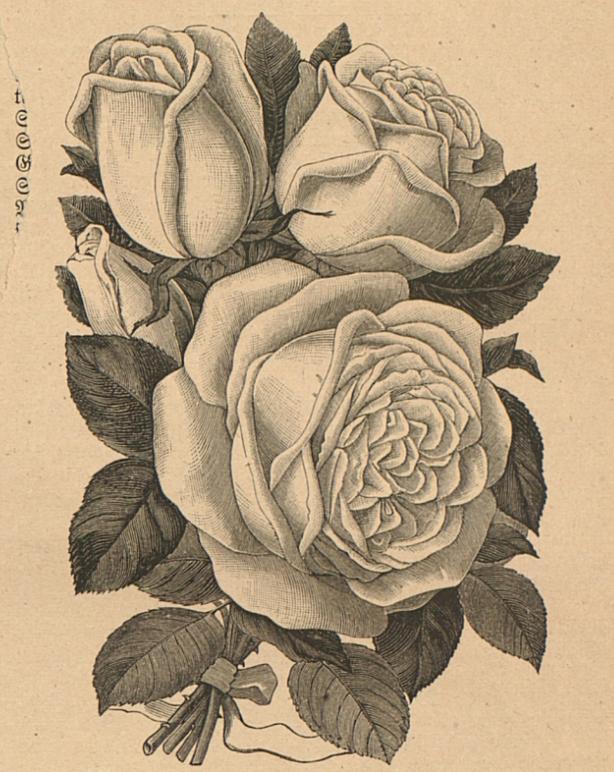


Fig. 2.

Eine der schönsten und größten der „öfterblühenden oder  
 Remontantrosen“ ist „Ihre Majestät“ (Her Majesty. Fig. 2,  
 wie die vorige von H. Bennett, einem Rosenliebhaber in New-  
 Shepperton bei London, gezüchtet). Die Blume ist außerordent-  
 lich groß, dicht gefüllt, silberglänzend rosa, im Innern zart  
 lachsrot. Die Pflanze wächst aufrecht, und der Stengel oder  
 Stamm ist dicht mit Stacheln besetzt. Eine ganz vorzügliche  
 Rose.

Andere neue Rosenarten, die durch die Firma Gebr.  
 Schultze in Steinfurth bei Bad Nauheim in Hessen  
 in diesem Jahre in den Handel kommen, sind folgende:

Die Theerose Prinzess Beatrix (Princesse Beatrice  
 von H. Bennett, Shepperton) ist ein starker Strauch mit  
 festen, aufrechten Zweigen, dichter schöner Belaubung und, wie  
 beinahe jede Theerose in den Gärten, reich und oft blühend.  
 Die Blumen werden von langen, aufrechten Stielen schön ge-  
 tragen, sind sehr gefüllt und von vollendeter Form; ihr Inneres  
 ist reich goldgelb, an den Rändern der Blumenblätter fein und  
 zart rosa umrandet. Die Knospe bleibt sehr lange, ohne sich  
 ganz zu entfalten, sowohl an der Pflanze wie abgeknitten.  
 Diese neue Theerose erhielt am 23. Juni 1885 von der kgl.  
 Gartenbau-Gesellschaft in London ein Zeugnis 1. Klasse. „The  
 Garden“ sagt: „Eine neue Theeroseart und diesmal ein  
 Ereignis. Die Blumen von vollendetster Form sind groß,  
 gefüllt, mit sehr breiten Blumenblättern und von langer Halt-  
 barkeit. Die Farbe ist fein goldprimelgelb, am Rande der  
 Blumenblätter zart rosa.“

Aber die Firma Gebr. Schultze führt in diesem Jahre  
 auch vier deutsche Edelrosen auf den Weltmarkt, Rosen  
 ersten Ranges, gezüchtet von Rektor Drögemüller in Neu-  
 haus a. E. Es sind dies die Theerosen 1. „Die Seerose“,  
 entstanden durch Kreuzung zwischen Mademoiselle E. Verdier  
 und Gloire de Dijon; die Knospe ist kegelförmig verlängert,  
 die Farbe glänzend atlasweiß wie bei Nymphaea alba; der  
 Strauch ist kräftig, die Zweige stehen aufrecht und sind wenig  
 bewehrt, aber mit sehr schöner, glänzend grüner Belaubung  
 versehen; Knospe wie Blume ist eine vorzügliche Schnittrose.  
 2. Kaiser Wilhelm der Siegreiche, entstanden aus Madame  
 Bérard und Perle des jardins; die Blume ist groß, gut gefüllt  
 und leicht aufbrechend, von schöner Form und edler Haltung,  
 die Farbe außen weißlich gelb, innen glänzend dunkelgelb mit  
 farnin-rosenrotem Schimmer überhaucht und stark duftend; die  
 Sorte erhielt den ersten Preis auf der großen Rosenausstellung  
 in Hamburg 1886. 3. Fürstin Bismarck, eine Rose von

Der Bazar.

[P]

chinesisch- oder kirchroter Farbe; die Blume ist groß und sehr gefüllt. 4. Fürst Bismarck, ein Sport von Gloire de Dijon von rein gelber Farbe, läßt sich leicht treiben.

Sieran fügen wir noch die herrliche, bis spät in den Herbst blühende „Miss Käthe Schultheiss“ von Souper & Hotting in Luxemburg aus der Gruppe Rosa multiflora (polyantha f. o.), aber ein kräftiger Strauch von niedrigem Wuchs der in Büscheln von 3-5 weißen, gelbschimmernden, im Inneren lachsroten Blumen, die bei geeigneter Pflege der Pflanze im Topf (im Kalthause) bis mitten im Winter erscheinen können. — Neue Remontantrosen sind noch 1. Grand Mogul, ein Sämling von M. R. Williams von kräftigem Triebe, mit großgefüllten, regelmäßig gebauten Blumen von dunkelkarmesinroter Farbe, schwarz und scharlach betuscht. Die Sorte erhielt von obengenannter Gesellschaft ein Zeugnis 1. Klasse. 2. Silberkönigin (Silver Queen) ist ein kräftiger Strauch von schöner Belaubung. Die Blumen treten frei über die Belaubung heraus, sind groß, gefüllt und von der Form des Kelches wie erscheinen in reicher Fülle, jeder Trieb endet mit einer Rosenknospe. Die Farbe ist ein silberglänzendes Rot, im Innern mit Rosa getuscht — eine ebenso feine wie liebliche Färbung.

Schließlich noch einige Worte über die Pflege der Rosen. Die mehrmals blühenden Sorten müssen nach jedesmaligem Blühen wie auch im Frühjahr zurückgeschnitten werden: schwache Seitenzweige schneidet man ganz heraus, die Haupttriebe verkürzt man um die Hälfte bis zwei Drittel der Länge. Die beste Erde für Rosen in Töpfen wie im Freien ist ein fruchtbarer, lehmiger, mit Sand oder grober Kotsaße gemischter Gartenboden; der Standort muß im Sommer beinahe ganz sonnig, im Gewächshause hell sein. Freilandrosen müssen über Winter heruntergegeben und mit Laub, besser Kiefernadeln gedeckt werden; das Eingraben in die Erde ist schädlich.

O. Hüttig.

Tivoli bei Kopenhagen.

(Zur Illustration Seite 296.)

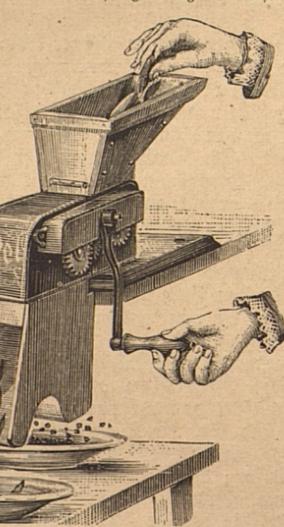
Die wesentlich erleichterte Verbindung Norddeutschland mit der Insel Seeland zieht seit Jahr und Tag einen großen Fremden-Zustrom nach der schönen Hauptstadt am Sund. Jede Woche Tag für Tag landen auf dänischem Boden Touristen und Touristinnen, Gelehrte und Künstler, Gesunde und Kranke, und alle erwidern sich an der unergleichen Natur Seelands, seinen grünen Matten und reichen Kornfeldern, seinen herrlichen Buchenwäldern und köstlichen Gartenanlagen, an Land und See, an Luft und Licht, und preisen die Bewohner glücklich um solcher Heimat willen.

Die Hauptstadt selbst thut dem Wissenstriebe wie der Schaulust in vorzüglichem Grade Genüge. Die reichsten Bibliotheken, das einzigartige Museum für nordische Altertümer, die gewählteste Antiken-, Münz- und Kupferstichsammlung, ein bewundernswertes Arsenal, musterhafte medizinische Anstalten, großartige Kirchen, die schönsten und kostbarsten Gemäldesammlungen in der Stadt, wie in den naheliegenden Königschlössern, vor allem das seit 40 Jahren bestehende Thorwaldsen-Museum, die anziehendste aller Sammlungen für Kunst und Wissenschaft!

Und hat dann der entzückte Reisende sich satt gesehen an allem Schönen und Großen, das ihm Dänemarks Hauptstadt geboten, dann zieht er zum Schluß hinaus „vor das Westertor“, nach dem einzigartigen Vergnügungsgarten Tivoli mit seinen zahllosen Amüsements und Sehenswürdigkeiten, dem Vereinigungspunkt aller Zerstreuungsbefürftigen, dem Mittelpunkt des Kopenhagener Volkslebens, dem Rendezvous-Platz aller Reisenden ohne Ausnahme, und hier erfährt auch die physische Natur des geistig Hochbefriedigten erwünschte volle Sättigung. Denn im Tivoli ist jedem Bedürfnis Rechnung getragen, und ein Aufenthalt daselbst hinterläßt bei jedermann (und jeder Frau) den freundlichsten Eindruck.

Wirtschaftsplaudereien.

Neue Maschine zum Enthüllen von grünen Schoten. Die langwierige Arbeit des Enthüllens der Erbsen aus ihren Hülsen wird durch den nebenstehend abgebildeten, sehr sinnreich konstruierten Apparat wesentlich vereinfacht und erleichtert. Durch eigenartige Vorrichtungen werden die in die Maschine hineingeworfenen Schoten geöffnet, sodann die Körner von den Schalen getrennt und diese beiden Bestandteile durch zwei verschiedene Öffnungen in die darunter gestellten Schüsseln fallen gelassen. Die Zeitersparnis, welche mittels der außerordentlich schnell arbeitenden Maschine gegenüber der gewöhnlichen Art des Enthüllens mit der Hand erzielt wird, ist eine bedeutende und die Vorzüge des Apparates sind leicht ersichtlich. Derselbe eignet sich hauptsächlich für Hotels, wie für den größeren landwirtschaftlichen Haushalt, sowie endlich für Konservefabriken und wird in verschiedenen Größen für Hand-, sowie für Dampfbetrieb gefertigt, genügt aber selbst für größeren Bedarf allgemein schon in der kleinsten Nummer und kommt auch, falls es sich nicht um fabrikmäßigen Betrieb handelt, fast ausschließlich in den zwei ersten Größen zur Verwendung. Die Preise der Maschine stellen sich wie folgt:



Nr. 1, 2, 3, 4 etc. 36, 48, 80, 300 Mark etc.

Bezugsquelle: Maschine zum Enthüllen von Schoten Magazin des königl. Hoflieferanten E. Sohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Galizyn wandte sich überrascht um, und wie er mich erante, stand er auf und drückte mir verbindlich die Hand. „Aber ich störe Sie...“ sagte ich mit einer Handbewegung nach dem Spieltische.

„Nein, durchaus nicht! ich habe heut genug; mein spiritus amiliaris weiß nichts mehr.“ Er deutete auf die junge Dame und stellte mich ihr vor. „Ms. Dalton aus Baltimore,“ fuhr er fort, „meine kluge Freundin. Wollen wir zusammen soupiieren?“

Ich hatte nichts dagegen einzuwenden. Als wir zu dreien um einen gedeckten Tisch im Kurhaus-Restaurant saßen und unsere Gersdorfer Erinnerungen aufgefrischt hatten, kam der Fürst auf seine jüngsten Erlebnisse zu sprechen. Er war in Amerika gewesen und dort zum begeisterten Anhänger und Verfechter des allerneuesten Spiritismus geworden.

„Auch das Haus der Katie Fox habe ich besucht,“ berichtete er im Verlauf seiner stückweisen Mitteilungen, „es steht Hydenville bei Newyork und ist dadurch merkwürdig, daß die neunjährige Katie durch Klopflaute, die keine natürliche Ursache erkennen ließen, lange Zeit beunruhigt worden ist. Endlich führte die Untersuchung zur Entdeckung eines Mordes, r fünf Jahre vorher in diesem Hause verübt worden war; enbar hatte der Geist des Ermordeten die Klopflaute veranlaßt.“

„Etwas ängstlich sah ich mir den Fürsten an; sollte er sich im Ernste sprechen?“

Er bemerkte meine Befremdung.

„Sie scheinen noch immer ‚unwissend‘ im Sinne Schopenhers. Aber auch Schopenhauer war unwissend — der arme Affel ist gestorben! habe neulich sein Grab besucht — lebte heute noch, er wüßte jetzt mehr von dieser wichtigsten aller Fragen; er bedauert selbst, daß er so vorzeitig hat abscheiden müssen.“

„Er bedauert es selbst?“ Ich glaubte, nicht recht gehört zu haben.

„Allerdings,“ versetzte der Fürst gelassen, „wir verkehren noch mit einander durch Vermittelung dieser jungen gottbegnadeten Dame. Sie ist ein Medium first rate und erweist mir das unschätzbare Glück, mich nach Rußland zu begleiten. O, meine guten Petersburger werden staunen!“

Nun begriff ich erst die vorherige Bezeichnung des Fräuleins als spiritus familiaris.

„So vertritt Ihnen Ms. Dalton auch wohl die Glücksummern beim Roulettepiel?“

Der Fürst schmunzelte, „Wissen zu sein, um eine...“

„Ja, mein Herr,“ sagte er, „zu erleiden. Vor zahlreichen modernen ‚Schilbereien‘, nicht bloß Böcklin'schen, steht heutzutage der Beschauer still, schüttelt den Kopf und fragt sich: ‚Was hat sich der Maler wohl hierbei gedacht?‘ — Und niemand, der ihm Aufschluß giebt, oft nicht einmal der Maler selbst! Denn ‚das Unverständene ist ja eben das Schöne daran!‘“

Die Redaktion befindet sich in der Lage des Aufschluß suchenden Beschauers und wendet sich an die Intelligenz ihrer Leserinnen, um genügende Erklärung obigen rätselhaften Bildes zu erlangen. Was ist das für eine Situation, in der sich der stattliche Marsjahn dem jungen unbekleideten Herrn mit Lockenköpfchen und Schulterflügeln gegenüber befindet? Was hat letzterer dem ersteren so vertraulich ins Ohr zu flüstern? Und von wem hat er Herzchen und Briefchen, die er so verstohlen hinterm Rücken hält, zur Bestimmung empfangen? Und ist der Lieutenant vergnügt oder verstimmt? — Die Sache ist sehr dunkel!

Und eine gründliche Aufklärung (aber in Versen, an die Bazar-Redaktion zu richten!) ist uns so viel wert, daß wir für die überzeugendste Deutung die als ‚Lektüre für Damen‘ unten aufgeführten neun Bücher unseres Verlages in schönem Einbände als Lohn und Preis bestimmen. Wir hoffen auf eine rege Beteiligung an dieser immerhin wichtigen künstlerischen Unternehmung.

Die Redaktion.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „August“.

Fig. 1. Promenadenkleid für junge Mädchen. Der 206 Cent. weite Rock aus Wollestoff ist mit einem 405 Cent. weiten, 74 Cent. hohen Volant garniert, der am oberen Rande vorn und an den Seiten in 15 Cent. breite Vollfalten geordnet, hinten eingereicht und am unteren Rande mit einem 6 Cent. breiten Saum versehen ist. Die faltige, ringsum 108 Cent. lange Tunika hat man aus einem sabengeraden, 570 Cent. weiten Teil hergestellt und in der Weise der Abbildung in Falten geordnet; die vorderen Faltenlagen sind mit einer Schleife versehen und werden der Taille aufgehakt. Letztere ist mit faltigen Vordertheilen verbunden, die am oberen Rande eingereicht und zwischen die doppelte Stofflage eines Matrosentragens gefast werden. Außerdem ist die Taille mit einem Blusenteil von weißem Crêpe ausgestattet, der vorn mit Knöpfen und Knopflöchern geschlossen wird; längs der Vordertheile und am Außenrande des Kragens hat man à plissé gefaltete, 6 1/2 Cent. breite Frisuren angebracht. Am Halsauschnitt ist die Taille zwischen die doppelte Stofflage eines kleinen Umlegekragens gefast. (Siehe die Rückansicht Abb. 1.)



Erregung des selben in Folge einer müde, als Anzeige fand: „Den am folgten Tod v an den Fols statt jeder hiermit ergebt 2. Morgenanzug. Diesen aus buntgemustertem wollenen hergestellte Morgenanzug hat man mit crème-farbener voile versehen und mit 14 Cent. breiter Spitze, sowie mit Schleifen t. breitem hellblauen Moiréband garniert. Derselbe ist Nando 275 Cent weit t auf dem selbständig Rockteil aus voile mit ent. breiten, à plissé rieur von hellblauer t, der eine dem Oberz te, in Falten gereichte jt. Die an den Achseln geordneten, im Taillengereicherten Vordertheile einem gefalteten Laß- blauschwarzem satin mor- runden und setzen sich s fort; letztere sind auf rinzschform geschnitten n, je eine Schlinge bil- ligt. Der 4 Cent. breite aus Röperstoff schließt bildeud, seitwärts und deren Rande mit einer teiten Puffe von Spitzen- welche ein blaues Band b, begrenzt, sowie mit seife verziert. Zum es Anzugs dienen längs en Randes angebrachte nd Knopflöcher, sowie Laß befestigte Haken (Siehe die Rückansicht



Das in Ich leg und Schreck das Zusar meinschaft großmütig von uns d ers Vorjrd würde, soll noch so se Lag hier n. delte es sic Buddhist i des fremd Ganglienf sich vera Frage ir schrieb i licht g Rosalie gewür Stelle Rück. Bezugsquelle der Modelle: Bazar Gerson u. Comp.

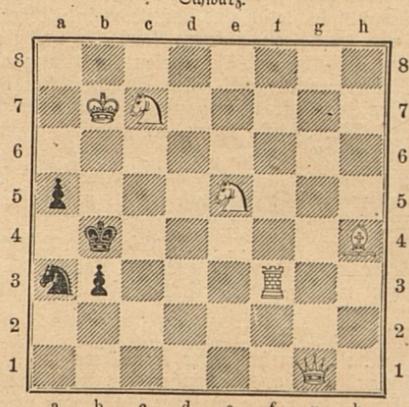
mein ich e Abo war wu Bi ich

Buntes Allerlei.

Schach.

Aufgabe Nr. 202.

Von M. T. Taverner.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Unterhaltungsaufgabe Nr. 78.

Eine Dame befand sich mit ihrem Sohne in einer Gesellschaft und berührte in der Unterhaltung mit einem anwesenden Herrn ihre Beteiligung an mehreren Vorfällen, die vor einer langen Reihe von Jahren sich ereignet hatten. Bei dieser Gelegenheit richtete der Herr an sie die etwas indiscrete Frage, wie alt sie sei. Die Dame besann sich einen Augenblick und erwiderte: „Mein Sohn und ich sind jetzt gerade zusammen 100 Jahre alt und vor 20 Jahren war ich gerade dreimal so alt als mein Sohn. Sie werden daher leicht berechnen können, wie alt ich jetzt bin.“ Wie alt war die Dame?

Rätsel.

Reißt bleib ich im Bette, doch hab' ich kein Zimmer, Ich stehe nur selten, ich laufe fast immer, Ich lauf' ohne Füße, ich greif' ohne Hand Die Beute, die ich unterweges wohl fand. Mit Armen bewehrt bin ich wirklich gefährlich, Wenn zu viel ich trinke. Ist dir das erklärlich? Dr. S.

Lektüre für Damen.

- Aus unserer Romanbibliothek empfehlen wir: Gänsefisch. Eine Hofgeschichte von Nataly von Eschstruth. 2. Aufl. 2 Bände. Preis 10 Mark. Eleg. geb. 12 Mark. Der Irrgeist des Schlosses. Roman von derselben Verfasserin. Preis 5 Mark. Eleg. geb. 6 Mark. Humoresken. Von derselben Verfasserin. Preis 3 Mark. Eleg. geb. 4 Mark. Namenlos. Roman von Lionheart-Zöller. Preis 5 Mark. Eleg. geb. 6 Mark. Onkel Hermann. Novelle von Emile Erhard. Preis 3 Mark. Eleg. geb. 4 Mark. Götz und Gisela. Roman von Wilhelm Jensen. Preis 6 Mark. Eleg. geb. 7 Mark. Die Stiefschwester. Erzählung v. Viktor Blüthgen. Preis 5 Mark. Eleg. geb. 6 Mark. Bunte Novellen. Von demselben Verfasser. Preis 5 Mark. Eleg. geb. 6 Mark. Ein Millionär von Rough-and-Ready. Erzählung von Bret Harte. Preis 2 Mark 50 Pf. Eleg. geb. 3 Mark 50 Pf. Diese Bände sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Administration des „Bazar“.